

Rezensionen



Berthele, Raphael; Christen, Helen; Germann, Sibylle; Hove, Ingrid (Hg.): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin, New York: de Gruyter, 2003. 272 S.

Walter Haas eröffnet den Band mit seinem Vorwort, in dem er diesen als einen Versuch vorführt mit dem Ziel, eine linguistische Diskussion zur Problematik der Entstehung der deutschen Schriftsprache anzuregen. Diesmal soll sich aber die Fragestellung dieses Entstehungs- und Entwicklungsprozesses einer anderen Richtung zuwenden, er soll nämlich auch aus dem Standpunkt der Regionen betrachtet werden.

Bereichernd ist der Band nicht zuletzt dadurch, dass im Mittelpunkt seiner Beiträge nicht die Sprachgeschichte der Regionen, sondern die Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen in den Regionen und durch die Regionen steht. Als Diskussionsgrundlage und Anregung wurde „Die deutsche Schriftsprache und die Regionen – Die Regionen und die deutsche Schriftsprache“ (Walter Haas) vorausgeschickt.

Die Voraussetzung für die Entstehung einer gemeinen Schriftsprache war der Verzicht auf die Regionalmaxime, so Haas, die von Sprechern/Schreibern verschiedener Varietäten verwendet wurde. Es ist unstrittig, dass die regionalen Varietäten des geschriebenen Deutsch bis zur Reformation gleichberechtigt waren. Dies galt auch als Ausdruck regionalen Sprachbewusstseins. Mit dem Regionalmaximenverlust ging das Sprachbewusstsein jedoch nicht verloren, es soll sich aber anders manifestiert haben.

Die Regionalmaxime hat sich bis zum Dreißigjährigen Krieg gehalten, danach sind die schriftsprachlichen Regionalismen nicht mehr auf die Regionalmaxime zurückzuführen, sie spielen nur noch in wenigen Bereichen eine Rolle. Die Frage ist, ob sich diese These halten lässt und in welchen Regionen bzw. Textsorten die Regionalmaxime am frühesten oder am spätesten aufgegeben wird.

Ahrend Mihm („Schreibsprachliche und akrolektale Ausgleichsprozesse bei der frühneuzeitlichen Standardisierung“) geht davon aus, dass es zwei Hauptphasen der Standardisierung gibt. Die Grenze zwischen ihnen ist die Erfindung des Buchdrucks. Die Quellen, die seine These zur frühen Standardisierung bestätigen, sind u.a. die metasprachlichen Zeugnisse. Am Ende seines Beitrags weist er auch darauf hin, dass sich die sog. Ausgleichsprozesse bis ins 16. Jahrhundert primär in der gesprochenen Sprache vollzogen haben, und die schriftliche Vereinheitlichung erst in der späteren Phase folgte.

Die These, die die Leitvarietät (der im Zusammenhang mit sprachlicher Konvergenz eine wichtige Rolle zuzukommen scheint) im Sinne eines vollständigen Sprachsystems auffasst, sei nach Haas nicht mehr zu halten. Vielmehr wäre es sinnvoll darüber zu sprechen, dass jede Region von Anfang an die eigene Sprache in der entstehenden Gemeinsprache erblicken wollte.

Elvira Glaser („Zu Entstehung und Charakter der neuhochdeutschen Schriftsprache: Theorie und Empirie“) sieht die Entstehung der Schriftsprache ebenfalls als Ausgleichsprozess an. Sie meint, dass „empfängerorientierte Schreibweise [...] eine Orientierung an ‚offenbar allgemeinen Vorstellungen vom Hochdeutschen‘ bzw. Niederdeutschen bedeutete“ (S. 66). Bei der Entstehungsforschung unterscheidet sie zwei Schwerpunkte: 1. den empirischen Nachweis und die theoretische Erfassung des Konvergenzprozesses, und 2. die Beschreibung der Durchsetzung dieser Schriftsprache. Sie nimmt eine vertikale Differenzierung von Schreibsystemen im 15. und 16. Jahrhundert vor, in der sich die verschiedenen Schriftformen auf einer Skala verteilen lassen, deren zwei Endpole die private Schrift einerseits und die gedruckte Schrift andererseits wären.

Bei *Oskar Reichmann* („Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen?“) ist die zentrale Frage, und der Leitgedanke des Aufsatzes zugleich, welche Art von Sprachgeschichte am ehesten geeignet sei, die Entstehungsfrage der deutschen Schriftsprache zu beantworten (S. 34). Reichmann sieht die wichtigste Entwicklung der deutschen Schriftsprache „in einer fundamentalen Umorientierung des Varietätenspektrums des Deutschen zwischen dem späten 15. und dem 18. Jh.“ (S. 30), wobei er unter fundamentaler Umorientierung „die soziologische, mediale, strukturelle, gebrauchsgeschichtliche, bewusstseinsgeschichtliche und kon-

taktgeschichtliche Umorientierung der Sprecher des Deutschen“ (ebd.) versteht. Diese Umorientierungsformen ergeben die ‚Vertikalisierung‘ der verschiedenen Varietäten des Deutschen, die zugleich auch als Lösung der Entstehungsrätsel aufzufassen ist.

Bei der sprachsoziologischen Umschichtung betont Reichmann, dass sich bis zum 15. Jahrhundert alle sprachlichen Änderungen horizontal-räumlich vollzogen. Ab diesem Zeitpunkt sollte sich allmählich eine Leitvarietät herausgelöst und sich bis zum 18. Jahrhundert zu einem sog. Schriftsprache entwickelt haben, die als soziologisch alle anderen Varietäten überrachendes Leitbild angesehen wird. Unter Vertikalisierung als mediale Umschichtung versteht er die Entwicklung einer konzeptionellen Schriftlichkeit unterschiedlicher sozialer Höhenlage, die die Sprechsprache in Richtung auf eine schriftsprachlich orientierte gesprochene Hochsprache beeinflusste.

Bei der strukturellen Umschichtung weist Reichmann auf die ‚falsche‘ Interpretation des Strukturwandels von Dialektologen hin, die diesen Wandel als Abbruch der eigenständigen Entwicklung der Dialekte ansehen. Reichmann dagegen sieht die Notwendigkeit „die strukturelle Entwicklung der Schriftsprache in die engere Diskussion der Entstehung der Schriftsprache aufzunehmen“ (S. 48) und weist darauf hin, dass die Dialektologie keineswegs überflüssig sei, sie sollte jedoch ihre Fragen auf die neue sprachhistorische Situation abstellen. Der Hauptgedanke seines Beitrags ist die Frage: ob die Veränderungen in der Sprache und im

Sprachbewusstsein auch im Verhalten der Sprecher/Schreiber, bzw. im Kontakt miteinander zur Veränderung führten, ob Sprecher verschiedener Sprachen miteinander überhaupt im Kontakt waren, und wenn ja, in wie weit die eigene Varietät auf Kosten anderer Dialekte geschützt wurde.

Er betont auch, dass die Schriftsprache nicht mit der Standardsprache gleichzusetzen sei, und die Entstehung von Schriftsprachen ebenso wenig als ein „qualitativer Fortschritt von einem primitiveren Sprechen und Schreiben zu einem differenzierteren, deutlicheren Schreiben und Sprechen“ (S. 53) angesehen werden darf.

An das Problem der Regionen knüpft *Werner Besch* („Die Regionen und die deutsche Schriftsprache. Konvergenzfördernde und Konvergenzhindernde Faktoren“) an. Er meint, dass die Sprachenvielfalt die Standardsprache als eine Lösung der Behebung der Sprachenvielfalt auffasst. Nach dem Versuch, einen beschreibend-typisierenden Überblick über die einzelnen Regionen zu geben, erklärt er, warum Region nicht gleich als Region bzw. was als konvergenzfördernd und was als konvergenzhemmend aufzufassen ist. Im Gegensatz etwa zu *Reichmann* spricht er der Region eine zentrale Rolle bei der Standardisierung zu.

Besch nimmt auch die *Haas'sche* These auf, dass es nicht mehr fruchtbar ist, die Sprachgeschichte des Deutschen unter einem Verlustaspekt zu betrachten, sondern „das Deutsche als Ergebnis gemeinsamer Arbeit an einem als gemeinsam empfundenen Besitz zu betrachten“ (S. 3), da die Aufgabe der

Regionalmaxime nirgendwo einen radikalen und totalen Einschnitt bedeutete. Er findet diese Vorstellung wiederum zwar sehr sympathisch, aber fragwürdig, da die sog. „Aktionsvielfalt der Regionen“ (S. 24) nur bis zum 15. Jahrhundert existierte und die einzelnen deutschsprachigen Räume die Regionalmaxime zu verschiedener Zeit aufgegeben haben.

Weitere interessante Beiträge des Bandes, die sich dem Thema spezifischer annähern, sind „Gibt es althochdeutsche Sprachregionen? Oder: Warum gibt es keine althochdeutsche Schriftsprache?“ (*Norbert Richard Wolf*), „Theodistik. Zur Begründung eines Faches und ein Plädoyer für eine kontinentalwestgermanische Sicht auf die neuzeitliche Bifurkation Deutsch/Niederländisch“ (*Luc de Grauwe*), „Ostmitteldeutsch, Gemeines Deutsch oder Hochdeutsch? Zur Gestalt des Hochdeutschen in Norddeutschland im 16. und 17. Jh.“ (*Robert Peters*), „Regionalität und Syntax: Redewiedergabe in frühneuhochdeutschen Verhörprotokollen“ (*Jürgen Macha*), „Niederdeutsch und Hochdeutsch in mittelhochdeutscher Zeit“ (*Thomas Klein*), „Entregionalisierung im Kölner Buchdruck in den ersten Jahrzehnten des 16. Jh.“ (*Walter Hoffmann*) und „Ostmitteldeutsch im 16. und 17. Jh. (eine Standortbestimmung am Beispiel Wittenberg)“ (*Gerhard Kettmann*).

Die Beiträge beantworteten zwar nicht alle am Anfang des Bandes gestellten Fragen, wie die des Wortschatzausgleichs, da der Wortschatz „ein größeres Hindernis für die Verständigung gewesen sein dürfte“, als die

lautlichen und die grammatischen Regionalismen (S. VII). Die Beiträge brachten dagegen aber ganz neue Sichten in diese Diskussion ein, wie die Existenz einer ‚Vertikalisierung‘ im Norden schon vor dem 16. Jahrhundert und dass es nicht eine, sondern zwei große Ausgleichssprachen gibt, nämlich

das Niederländische und das Neuhochdeutsche zugleich (ebd.), und deshalb können sie durchaus zur Lösung des entstehungsgeschichtlichen Rätsels beitragen.

Ildikó Mánássy (Szeged)

**Cherubin, Dieter; Jakob, Karlheinz; Linke, Angelika (Hg.):
Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und
sozialgeschichtliche Zusammenhänge. Berlin, New York:
de Gruyter, 2002. 415 S.**

Die Beiträge des Sammelbandes bilden die Vorträge einer Tagung, die 2000 an der Technischen Universität Dresden stattfand. Das Programm lässt sich schon im Untertitel erkennen: Es sollen die Beziehungen der Sprachgeschichte zu diesen Nachbarsdisziplinen untersucht werden.

Die vorliegenden 18 Beiträge lassen sich in drei Gruppen ordnen. Bei der ersten Gruppe steht die Methodendiskussion mit Ausblick auf sprachwissenschaftliche Teilfächer und auf die Nachbarsdisziplinen im Mittelpunkt. In dieser Gruppe finden wir die Beiträge von *Peter von Polenz*, *Oskar Reichmann*, *Martin Wengeler* und *Fritz Hermanns*. Die zweite Gruppe enthält Texte, die sich der Erprobung von verschiedenen Methoden und Verfahren widmen wie Felix Steiner mit „Die Maske mit dem Gesicht verwechseln“ über die Autorfiguren um 1800. Über den Diskurs um Sprache und Nation im 19. Jahrhundert schreibt *Evelyn Ziegler* und stellt die Band-Metapher in den Mittelpunkt ihres Beitrags. Um die

historischen Hilfswissenschaften, Quellenkunde und Quellenkritiken geht es in *Jörg Kilians* „Scherbengericht“. In seinem Beitrag um die „Topik und Frametheorie als argumentations- und begriffsgeschichtliche Instrumente“ versucht *Josef Klein* zu demonstrieren, wie die Topik- und Frame-Konzepte für sprachhistorische Zwecke nutzbar gemacht werden können. Um die Bedeutungskonstitution und ihre Untersuchung mit einem ‚lexikographischen Zugriff‘ geht es in *Anja Lobstein-Reichmanns* Beitrag „Liberalismus-Demokratie-Konservatismus“. *Hartmut Schmidt* befasst sich in „Anfänge der Moderne“ mit den Wortbildungstechniken und Formulierungsvariationen von Nietzsche. Zur Sprachbewusstseinsgeschichte (derer Einbeziehung in die Sprachgeschichte auch von Peter von Polenz gefordert wird) trägt *Heidrun Kämpers* „Sigmund Freuds Sprachdenken“ bei. Zur deutschen Sprache zur Zeit der Weimarer Republik äußert sich *Siegfried Grosse* und stellt fest, dass in diesem Zeitraum ein Zuwachs an Text-

sorten, Vokabular und Stilarten erfolgt. Die Strebungs- und Begabungsgleichheit von Juden und Deutschen besonders auf dem Gebiet der Sprache nachzuweisen versucht *Dietz Bering*.

Bei der dritten Gruppe handelt es sich um Beitragende, die sich mit den Sprachbeziehungen des Deutschen zu den Sprachen von Ost- bzw. Ostmitteleuropa befassen: So schreiben *Dmitri Zakharine* und *Elizaveta Liphardt* über die deutsch-russischen, *Polen Józef* über die deutsch-polnischen und *Werner Holly* und *Marek Nekula* über die deutsch-tschechischen Beziehungen.

In seinem Beitrag „Sprachgeschichte und Gesellschaftsgeschichte von Adeligung bis heute“ spannt *Peter von Polenz* den Bogen der Entwicklung der Sprachgeschichtsschreibung vom 18. Jahrhundert bis zu den heutigen Ansätzen. Nach von Polenz ist Adeligung der erste Sprachgeschichtsschreiber, der (auch wenn nur ansatzweise) die Geschichte als Gesellschaftsgeschichte betrachtet. Von Polenz stellt fest, dass in den Werken von Sprachhistorikern der Sprachnationalismus bis ins 20. Jahrhundert weiterwirkt. Erst in den 70er Jahren begann die Schwerpunktverlagerung in der Sprachgeschichtsschreibung (S. 14). Es dominierten nicht mehr die Beschreibungen der älteren Sprachzustände (wie etwa bei Grimm), sondern das Frühneuhochdeutsche und das Gegenwartsdeutsche. Gesellschaftsgeschichtliche Zusammenhänge wurden in den Mittelpunkt gerückt (S. 14). Als Schluss des Beitrages bestimmt von Polenz die Aufgaben der neuen Sprachgeschichten: Um die Sprachgeschichte in die allge-

meine Geschichte einzubetten, ist es nötig, der Geschichte der Medien, der Kommunikationsformen und der Volksbildung mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Statt sich den traditionell abstrakt-geographischen Beschreibungen zu widmen, sollte man das sprachpolitische Verhalten der Deutschsprachigen zu Nachbarsprachen und Sprachminderheiten untersuchen. Die Besonderheiten sollten nicht als Abweichendes von der Idealnorm betrachtet werden, und die nicht hochkulturellen Varietäten sollten auch beachtet werden (S. 15-17).

Nach einigen Überlegungen der Gestaltungsmöglichkeiten von Sprachhistorikern betreffend kommt *Oskar Reichmann* in seinem Beitrag „Nationale und europäische Sprachgeschichtsschreibung“ zu einer ideologischen Fragestellung: Wie soll sich man als Sprachgeschichtsschreiber zu anderen Sprachen verhalten? (S. 26) Je nach Entscheidung, entstehen zwei mögliche Modelle: das einzelsprachbezogene Modell (die bisherigen Sprachgeschichten wurden meist nach ihm konzipiert) und das kontaktbezogene Modell. Zwischen den beiden Modellen zeigt sich der größte Unterschied im Falle der Entlehnungen: Beim ersten Modell handelt es sich meistens um negative Bewertungen (vom ‚Kauderwelsch‘ bis hin zur ‚Modetorheit‘). Es lässt sich eine Skala erstellen: vom positiven (ahd. Entlehnungen aus dem Lateinischen) über die akzeptablen bis zu den strikt negativen Beurteilungen (Entlehnungen aus dem Polnischen der Gegenwart). Reichmann bemerkt, dass bei diesen

Beurteilungen logische Inkonsequenzen auftauchen, denn die Ablehnung sollten Entlehnungen verdienen, die etwa weniger das Inventar als das System betreffen, und die eher die Inhaltsseite als die Ausdrucksseite der Sprache betreffen.

Reichmann behauptet, dass „die europäischen Sprachen [...] mehr Resultat des europäischen Kontaktes waren“ (S. 34). Die Sprachen sollten an den Lautsystemen, an den Lexika, an den Textsortenspektren usw. eher europäisch als einzelsprachgebunden untersucht werden. Als Beispiel nimmt er die Lexik. (Dies scheint aber am einfachsten zu realisieren.) Er erstellt das semasiologische Feld des Wortes ‚Haus‘ und einiger seiner Heteronyme. Nach der Lexikologie handle es sich bei jedem der Sememe und ihrer Gesamtheit um einzelsprachlich spezifische Größen. Wie Reichmann feststellt, sind sie aber eher eine europäische Erscheinung, die er ‚Europäismen‘ nennt (S. 37). Es gäbe also so etwas wie eine „europäische Assoziations- und Bildgemeinschaft“ (S. 36).

Reichmann gibt zu, dass es natürlich auch Differenzierungen gibt, und listet einige Problembereiche auf (z.B. das Varietäten- oder das Wörterbuchexistenzproblem). Er plädiert trotz aller Bedenken für dieses Modell, besonders wenn die Wissenschaft der Idee der Europäischen Union Beachtung schenken will (S. 40).

Martin Wenglers Beitrag „‚Bedeutung‘ und ‚Sprache‘ in der Geschichtsschreibung. Ein Blick auf Nachbardisziplinen der germanistischen Sprachwissenschaft“ bietet ein Überblick

über „sprach- und bedeutungsbezogene Ansätze in benachbarten Disziplinen“ (S. 43). Viele dieser Ansätze haben etwas mit der linguistischen Herangehensweise gemeinsam. Die meisten gehen davon aus, dass mit Sprache Wirklichkeit geschaffen wird, eine Zusammenarbeit mit ihnen könnte also lohnend sein, weil sie den Linguisten helfen würden, „das große Ganze“ im Auge zu behalten“ (S. 60). Folgende Ansätze gehören hierher: Neue Kulturgeschichte, Diskursgeschichte, Mentalitätsgeschichte, Neue Kulturgeschichte, Diskursgeschichte, Mentalitätsgeschichte, Sozialhistorische Semantik, „Politische Kultur“-Forschung und die soziologische Diskursanalyse. Die Sprachwissenschaftler sollten – nach Wengler – sich von unterschiedlichen Methoden beeinflussen lassen. Diese Nachbardisziplinen betrachten die Sprache, ebenso wie die Sprachwissenschaftler, als „kulturelles Faktum“ (S. 60).

In Fritz Hermanns' Beitrag „Attitüde, Einstellung, Haltung. Empfehlung eines psychologischen Begriffs zu linguistischer Verwendung“ empfiehlt der Autor den Begriff ‚Einstellung‘ für die sprachhistorische Mentalitätsgeschichte und für die lexikalische Semantik zur Anwendung. Hermanns betont, dass Wörter Einstellungen ausdrücken. Einstellungen haben nach ihm 3 Aspekte: eine kognitive (Wissen, Stereotype), eine emotive (Fühlen) und eine volitive (vom Sprecher gewollten Soll-Zustand) (S. 74-76). Diese drei Komponenten stellt er uns anhand eines Beispiels vor: Er untersucht, welche Einstellung das Wort ‚Weib‘ in Mozarts

Zauberflöte hat. Er beruft sich auf den Sozialpsychologen Gordon Allport, und definiert den Begriff ‚Einstellung‘ mit Hilfe von ihm. Eine Einstellung sei also „eine gelernte Zwischenreaktion auf etwas, die weitere Reaktionen vorbereitet und einleitet“ (S. 79).

Für die Linguistik wäre dieser Begriff deshalb von Vorteil, weil er die Begriffe ‚Denken‘, ‚Fühlen‘, ‚Wollen‘ gebündelt ausdrücken kann. Als Beispiel führt er das Bühlersche Organon-Modell vor. Auch dort könnte man einfacher sagen: ‚Mit den sprachlichen Zeichen werden Einstellungen ausgedrückt‘ (S. 83). Sollte der Begriff ‚Einstellung‘ einbürgern, so Hermanns, wird neben dem kognitiven Teil auch den Volitions- und Emotionsanteilen der Bedeutung mehr Aufmerksamkeit geschenkt (S. 84).

Der vorliegende Sammelband hat neue Ansätze der sprachgeschichtlichen

Herangehensweise vorgestellt. Den Sprachhistorikern bleibt die Entscheidung, ob sie diese in ihren Arbeiten berücksichtigen oder nicht. Obwohl im Programm des Bandes angegeben wurde, dass man sich die Sprachkontakte zu den ostmitteleuropäischen Ländern bzw. Sprachen untersuchte, war es enttäuschend, dass das Ungarische dabei nicht berücksichtigt wurde. Bei Reichmann findet man zwar das Ergebnis einer Untersuchung (s.o.), dessen Grund aber noch aufzudecken sei. Über die neuen Ansätze der sprachgeschichtlichen Herangehensweise haben wir viel erfahren können, aber bezüglich der Deutsch-Ungarischen Sprachkontakte im neuhochdeutschen Zeitraum sei noch Vieles nachzuholen, wenn wir bedenken, dass der Band in dieser Hinsicht keine Beiträge enthält.

Annamária Fótos (Szeged)

Engelberg, Stefan; Lemnitzer, Lothar: Lexikographie und Wörterbuchbenutzung. Tübingen: Stauffenburg, 2001 (Stauffenburg Einführungen 14). 278 S.

Die vorliegende Einführung „richtet sich vor allem an Studierende, die Kenntnisse über Wörterbücher des Deutschen, Französischen und Englischen und deren Benutzung für ihr Studium oder ihren angestrebten Beruf benötigen“ (S. IX). Der Band ist folglich in erster Linie für deutsche Muttersprachler geeignet, die auch Englisch oder Französisch als Fremdsprache lernen, aber auch DaF-Lerner können das Buch m.E. sehr gut benutzen und können davon viel profitieren. Dieje-

nigen ungarischen Deutschlerner zum Beispiel, die auch Englisch oder/und Französisch lernen oder studieren, können es bevorzugt verwenden. Auch Lehrer, die lexikographische Fähigkeiten vermitteln, können den Band mit Nutzen verwenden. Erfreulicherweise haben die Autoren auch eine das Buch begleitende Webseite eingerichtet, auf die im Buch ziemlich oft hingewiesen wird (www.sfs.nphil.uni-tuebingen.de/~lothar/lexbuch).

Das Buch gliedert sich in folgende

sechs, hier verkürzt benannte Kapitel: Wörterbuchbegriff, Wörterbuchtypen, Wörterbuchbenutzung, Wörterbuchstruktur, Wörterbuchkritik, Wörterbuchherstellung. Diese Gliederung zeugt davon, dass sich die Autoren bemüht haben, eine Einführung mit allen wichtigen Bereichen der Wörterbuchforschung zu verfertigen, wobei besonders die Aufnahme der ansonsten oft stiefmütterlich behandelten Wörterbuchkritik als ein eigenes Kapitel zu loben ist. Die Wörterbuchgeschichte wird im Band ausgeklammert, was durch die aktuelle Perspektive auch zu verstehen ist. Das vorliegende Buch unterscheidet sich von anderen Einführungen in die Lexikographie tatsächlich auch dadurch, dass der Schwerpunkt hier auf dem Wörterbuchbenutzer, dem Wörterbuchkritiker, dem Lexikographen und dem Wörterbuchforscher liegt (S. 4). Ein weiteres großes Verdienst des Bandes ist, dass die Autoren auch den neuesten Entwicklungen auf dem Gebiet der elektronischen Wörterbücher (CD-ROM- und Internetwörterbücher) breiten Raum widmen.

Im ersten Kapitel, in dem das Wörterbuch definiert wird, wird am Anfang auf Sprach- und Sachwissen eingegangen, wo auch die verschiedenen Semantiktheorien in einem Exkurs erläutert werden (S. 8ff.). Diese Erläuterungen zur lexikalischen Semantik sind durch gute, verständliche Erklärungen gekennzeichnet. Es setzt allerdings linguistisches Grundwissen voraus, was auch im Vorwort allgemein als erwartbare Voraussetzung zum vorliegenden Buch angegeben wird (S. IX). Die Einsetzung des Buches lässt

sich tatsächlich erst nach bestandenen linguistischen Einführungskursen empfehlen. Mehr ist allerdings nicht nötig. Bei der kurzen Behandlung der Semantiktheorien wäre jedoch die Erwähnung der strukturalistischen Merkmalsanalysen vor der Prototypentheorie m.E. sinnvoller. Das erste Kapitel befasst sich kurz auch mit den enzyklopädischen Wörterbüchern, die zwar in weiteren Teilen des Buches nicht mehr thematisiert, aber hier angemessen gewürdigt werden, indem u.a. hervorgehoben wird, dass sie in den 90er Jahren durch zahlreiche Fachwörterbücher und multimediale CD-ROM-Wörterbücher eine Renaissance erfahren haben (S. 14ff.).

In Kapitel 2 werden die wichtigsten Wörterbuchtypen anhand von Beispielen aus der deutsch-, englisch- und französischsprachigen Lexikographie vorgestellt. Die Autoren beschränken sich hier oft auf ganz knappe Informationen, zuweilen auf die Nennung der Wörterbücher. Ausschnitte aus ausgewählten Wörterbüchern veranschaulichen hier aber gut die Vielfalt der Wörterbuchtypen. Die Erweiterung des Gegenstandsbereiches des vorliegenden Bandes durch englisch- und französischsprachige Wörterbücher behindert leider eine ausführlichere Beschreibung der einzelnen Wörterbücher. Diese Erweiterung ermöglicht jedoch einen Vergleich und dadurch ist auch die Vielfalt der oft in einem mehr fortgeschrittenen Stadium befindlichen Produkte der englisch- und französischsprachigen Lexikographie ersichtlich, im Gegensatz zu der deutschsprachigen Lexikographie. Außerdem bietet sich

durch diese zumeist knappe Vorstellung auch mehr Platz für die Vorstellung der elektronischen Wörterbücher. Verschiedene Aspekte von mehreren wichtigen Wörterbüchern, z.B. Duden-Universalwörterbuch, Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache, Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache, Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache von Kempcke, werden in den späteren Kapiteln ohnehin zur Sprache gebracht. In diesem Kapitel stellt sich zugleich heraus, dass das Rechtschreibwörterbuch im deutschen Sprachraum immer noch den Prototyp des Wörterbuchs darstellt (S. 43). Bei den Wörterbuchtypen finden die Wörterbücher der Varietäten der deutschen Sprache leider keine Erwähnung. Bloß ein Ausschnitt aus dem österreichischen Wörterbuch wird gezeigt (S. 45). Hier kann man auch kein Wort über das Deutsche als plurizentrische Sprache lesen, was zu vermissen ist.

Kapitel 3 hat die Wörterbuchbenutzung zum Gegenstand, wo u.a. Aspekte der Wörterbuchbenutzungsforschung und der Wörterbuchdidaktik thematisiert werden, was auch deshalb vorteilhaft ist, weil diese Bereiche bis zur letzten Zeit in der germanistischen Lexikographie ungenügend berücksichtigt wurden. Hier beschreiben die Autoren zunächst den Handlungsablauf beim Nachschlagen im Printwörterbuch in sieben Schritten verständlich (S. 76ff.). Die Technik des Nachschlagens im Printwörterbuch kann hier auch geübt werden, z.B. durch eine Übung, in der die Kenntnis der Anordnungsprinzipien von Mehrwortlexemen wie *roter Faden, gang und gäbe, abwarten*

und Tee trinken zu vertiefen ist (S. 81). Dem folgt das Nachschlagen im elektronischen Wörterbuch, wo die Autoren die Vorteile dieser Suche zwar hervorheben, aber auch nicht vergessen hinzuzufügen, dass die Suche dabei nicht unbedingt einfacher ist als im Printwörterbuch (S. 92). Und dem kann der Rezensent nur zustimmen. Man muss sich auch die Suche im elektronischen Wörterbuch aneignen, wobei der vorliegende Band durch die eingefügten Illustrationen viel helfen kann, u.a. durch einen Exkurs über die Funktionsweise der schreibungstoleranten Suche (S. 88ff.). Im Weiteren finden sich hier praktische Erläuterungen zur Rolle der Wörterbücher bei der Textrezeption und der Textproduktion. Verschiedene Konsultationssituationen werden simuliert: für die Textrezeption in der Fremdsprache z.B. eine Situation, in der ein englischsprachiger DaF-Lerner einen deutschen E-Mail-Text verstehen möchte. Die Übersetzungsfunktion des Wörterbuchs wird durch eine Benutzungssimulation vorgestellt, in der ein englischsprachiger DaF-Lerner einen deutschen Brief übersetzen möchte, oder umgekehrt, wenn ein deutschsprachiger Englischlerner einen englischen Brief übersetzen möchte. U.a. mithilfe dieser Beispiele werden auch die Unterschiede zwischen einem aktiven und einem passiven Wörterbuch anschaulich erklärt (S. 106f.). Bei der Behandlung der zweisprachigen Wörterbücher zeigt sich die Einbeziehung der deutsch-englischen bzw. englisch-deutschen Relation als besonders geeignet, weil die meisten Leser des vorliegenden Bandes neben Deutsch

wahrscheinlich auch Englisch können.

In Kapitel 4 werden die Außentexte, die Makro- und Mikrostruktur sowie das Verweissystem thematisiert. Einfache und verständliche Erklärungen helfen dem Leser die nischenalphabetische und die nestalphabetische Anordnung sowie die integrierte, partiell integrierte und nichtintegrierte Mikrostrukturen zu verstehen. Diese detaillierte Beschreibung und die Einprägung der hier gehäuft verwendeten Fachausdrücke verlangen einerseits von den Anfängern m.E. ziemlich viel Zeit. Andererseits kann die Begründung dieser Häufung durch die Autoren mit deren Relevanz für die Wörterbuchbenutzungsforschung und die Wörterbuchkritik verstanden werden (S. 143). Bei der Mikrostruktur im elektronischen Wörterbuch wird u.a. darauf hingewiesen, dass der Benutzer die Mikrostruktur oft um eigene Angaben ergänzen kann. Die gehaltvolle weiterführende Literatur zur Mikrostruktur ist beachtenswert. Die Proportion der Behandlung der Mediostruktur in der vorliegenden Einführung (auf acht Seiten) ist besonders vor dem Hintergrund angebracht, dass die „Literatur zu Verweisen in Wörterbüchern [...] dünn gesät“ ist (S. 160).

Am Anfang von Kapitel 5 ist der bemerkenswerte Satz zu lesen, dass man eine gute Wörterbuchkritik „vielleicht im Rahmen einer Lehrveranstaltung zur Lexikographie anhand von selbst verfassten Rezensionen erwerben kann“ (S. 161). In Form von (zehn) Empfehlungen führen die Autoren die Aspekte der Wörterbuchkritik auf. Auch einige eigene Tests der Autoren

sind enthalten, z.B. zum Abdeckungsgrad einer Lemmaliste anhand einer Lemmastrecke in zwei deutschen einsprachigen Lernerwörterbüchern (S. 171f.). Beachtenswert und überlegenwert ist hier die Warnung vor der Markierung fig. und übertr. in Wörterbüchern bei den Bedeutungen, die von der „eigentlichen“ Bedeutung abgeleitet sind (S. 184). Bei der Kritik von zweisprachigen Wörterbüchern findet sich ein guter Exkurs über Kollokationen im Wörterbuch (S. 189ff.).

Kapitel 6 beschreibt den lexikographischen Prozess von der Planung und Konzeption eines Wörterbuchs über die Lemmaselektion und das Erstellen der lexikographischen Beschreibung bis zur Publikation der lexikalischen Daten. Dieses Kapitel ist auch dadurch begründet, dass es „bis zum heutigen Tage keine geregelte Ausbildung und dementsprechend auch kein festes Berufsbild des Lexikographen“ gibt (S. 203). Hier wird z.B. zu Recht darauf hingewiesen, dass die wenigsten Wörterbuchredaktionen die Kriterien der Lemmaselektion präzise in der Einleitung beschreiben. Bei den Übungen wird der Leser wiederholt aufgefordert, mithilfe elektronischer Korpora, z.B. des IDS-Korpus, lexikographische Untersuchungen zu machen (S. 209, 217).

Im fünfzigseitigen Anhang des Buches ist zunächst ein nützliches Glossar zu finden, das die wichtigsten Fachtermini mit einer kurzen Definition enthält. Im laufenden Text des Buches sind diese Wörter mit einem Pfeil markiert, der auf ihr Vorhandensein im Glossar verweist. Einige der im Text

markierten Termini (so „feste Wendungen“ S. 211, „Glosse“ S. 185, oder „Sublemma“ S. 166) sind allerdings im Glossar leider nicht auffindbar. Dem Glossar folgen ein Wörterbuch- und ein Literaturverzeichnis. Beide beachtenswerten Verzeichnisse enthalten die Literaturangaben, auf die im Buch hingewiesen wird. Das Buch wird mit einem Register abgerundet, in dem Fachtermini mit Seitenzahlverweisziffern zu finden sind.

Der vorliegende Band ist als Einführung in die Lexikographie und Wörterbuchbenutzung in hohem Maße geeignet. Daher ist es besonders für

Studenten sowohl als Begleitung zu Lehrveranstaltungen als auch zum Selbststudium zu empfehlen. Die Erweiterung des Untersuchungsgegenstandes durch englisch- und französischsprachige Wörterbücher macht das Buch in erster Linie für diejenigen ideal, die Englisch und Französisch studieren, aber es eignet sich auch für deutschsprachige und nichtdeutschsprachige Germanisten sehr gut als Arbeitsmaterial für Seminare. Auch Lehrer und angehende Lexikographen können vom Buch sehr viel profitieren.

Tamás Kispál (Szeged)

**Gerigk, Horst-Jürgen: Lesen und Interpretieren.
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2002 (UTB für
Literaturwissenschaft 2323). 192 S.**

Horst-Jürgen Gerigks „Lesen und Verstehen“ setzt die Reihe der in jüngster Vergangenheit erschienen Einführungen aus dem Bereich der Literaturwissenschaft fort. Laut Verlag wird hiermit eine „systematische Einführung in den Umgang mit literarischen Texten“ geboten, deren Ziel es sei, das „natürliche Verstehen beim Lesen und Interpretieren“ zu kultivieren – und dies gleichzeitig „auf dem Boden einer Literaturwissenschaft im strengen Sinne“. Ein hoher Anspruch mithin, den sich die u.a. aus den Vorlesungen zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft des Heidelberger Professors hervorgegangene Monographie angelegt hat.

Diesem Anspruch wird mit zwölf im Inhaltsverzeichnis zunächst gleich-

geordneten Kapiteln gerecht zu werden versucht, die, im Text durch Unterkapitel gegliedert, nur bedingt zueinander in Beziehung stehen. Die „systematische Einführung“ erschließt sich daher nicht linear, sondern muss eher als ein Lesebuch betrachtet werden. Erschwert wird der gezielte Zugriff auf die behandelten Themenkomplexe durch recht frei verfasste Überschriften der Unterkapitel („Titelträume sind in den Sand geschriebene Prä-Texte“, „Traumfabrik Hollywood“, „Meditation anlässlich eines Flaschentrockners“ etc.), die sowohl die Systematizität wie den notwendigen didaktischen Ernst eines als Einführung konzipierten Textes vermissen lassen. Als Orientierungshilfe grau unterlegt finden sich sowohl Zwischenbilanzen wie Zusam-

menfassungen von Kapiteln wie Unterkapiteln, stellenweise auch deren Ausgangsthesen. Grundlegende, zielführende Definitionen fehlen. Die für eine Einführung untypische Gesamtanlage verweist auf den insgesamt – sich wohl auch aus den Vorlesungen ergebenden – kursorischen Charakter.

Unter Einführung muss hier ganz grundsätzlich verstanden werden, dass der Versuch unternommen wird, angehenden Studenten literaturwissenschaftlicher Fächer das Profil einer Kompetenz vor Augen zu führen, die durch die als immer geringer vorauszusetzende literarische Bildung auch immer seltener geworden ist: die Kompetenz des „natürlichen Verstehens“ eines literarischen Textes, des richtigen Interpretierens. Auf zwei Wegen wird der Blick für ein angemessenes Textverständnis zu schärfen versucht: Einerseits durch die Darlegung eines interpretatorischen Leitbegriffes – der „poetologischen Differenz“ – wie durch die Wiederaufnahme eines klassischen Interpretationsparadigmas – der säkularisierten Form des „vierfachen Schriftsinnes“ –, andererseits durch die ausführlich exemplifizierte Untersuchung literarischer Themen und Techniken.

Das erste Kapitel „Titelträume“ unternimmt es – jenseits der Textsorten-Diskussion – literarische Titel als „eigene Textsorte“ zu behandeln. Literarische Titel haben ein „eigenes Sein“, das auf eine grundsätzliche Funktionen festgeschrieben ist: die beliebige Etikettierung eines literarischen Gebildes in der empirischen Wirklichkeit zum Zweck seiner Iden-

tifikation. Diese Etikettierung hat darüber hinaus auch eine dem Text dienende Funktion, nämlich die Suggestion von Sinn, die der Text beim Lesen erfüllen soll: Der Titel eines literarischen Textes gehört daher „als ein solcher zum Text, nicht aber zu der Wirklichkeit, die der Text eröffnet.“ (S. 9) Der intertextuelle Kontext der Titel ist ein anderer als der interkontextuelle Kontext des Textes, auf den verwiesen wird. Ein „Titeltraum“ schließlich ist die im Leser des Titels evozierte Phantasie, mit Gerigk gesprochen „ein in den Sand geschriebener Prätext“ (S. 15) der durch die Lektüre wieder getilgt wird. Diese Wachzurufen ist die eigentliche Funktion des literarischen Titels.

Als zentralen Leitbegriff des Umgangs mit Literatur führt Gerigk die zunächst anhand von Puschkins „Der Schneesturm“, Shakespeares „Hamlet“ und Dürrematts „Der Verdacht“ veranschaulichte und anschließend grundsätzlich erläuterte „poetologische Differenz“ ein: Sie bedeutet die Unterscheidung zwischen innerfiktionaler und außerfiktionaler Begründung eines innerfiktionalen Sachverhaltes, die Differenz zwischen *causa finalis* und *causa efficiens*. Gerigk fordert ein konsequentes „Denken der poetologischen Differenz“ bei der Lektüre literarischer Texte als ein fortwährendes intellektuelles Wechseln zwischen innerfiktionalem Standpunkt und jenem, „von dem wir Realität als eigens gesetzte sehend verstehen.“ (S. 30) Eine inadäquate Deutung literarischer Kunst wird dergestalt ausgeschlossen – eine Möglichkeit, die bei nichtliterarischen Texten nicht gegeben

ist. Einen nur kurz berührten Problem-
punkt bildet die Tatsache, dass die
poetologische Differenz innerhalb der
Kunst nicht selbst explizit wird, sie
sich „verbergen“ will. Als „delegiertes
Phantasieren“ bezeichnet Gerigk eine
Form von Dopplung der poetologischen
Differenz, nämlich das „Grundmuster“,
innerfiktional objektive Wirklichkeit
als implizites „Traumspiel“ einer Per-
son anzulegen: Tagtraum und objektive
Wirklichkeit treten innerfiktional als
gleichgewichtig nebeneinander (S. 49).
Eine Variante dieses Musters stellt der
nicht explizierte Übergang zum die
Naturgesetze außer Kraft setzenden
Tagtraum (Wunschwelt) dar, eine
weitere die gleiche Übergangsweise in
einen der Realität ähnlichen, plausiblen
Tagtraum. Vor diesem Paradigma
werden auch zeitgenössische Filme
behandelt („Traumfabrik Hollywood“).

Gerigk geht es grundsätzlich um ein
angemessenes Kunstverstehen, nicht
um den Einstieg in „geschultes“, gemäß
wechselnden Referenzen Literatur
klassifizierendes Verstehen. Diesem
Anliegen entspricht seine Infragestel-
lung der gängigen Literaturgeschichts-
schreibung als „Unmögliche Literatur-
geschichte“ (S. 57). Denn der histo-
rische Kontextualismus kann Kunst-
werke, als eine vorliegende veran-
schaulichende Interpretation der Welt,
nicht als ästhetische Gebilde fassen:
Literaturgeschichten, die als Kontext-
geschichten nur einzelne Textelemente
für sich in Anspruch nehmen können,
sind taxonomische Konstrukte, die dem
einzelnen Kunstwerk nicht gerecht
werden. Der einzelne literarische Text
aber stellt seine Verstehensbedingungen

selber auf; durch Gleichzeitigkeit
zwischen Text und Leser sind litera-
rische Kunstwerke daher der Geschichte
entzogen. Als legitimer Gegenstand von
Literaturgeschichtsschreibung verblei-
ben Rezeptions- und Entstehungsge-
schichte. Das von Gerigk eingeforderte
Denken der poetologischen Differenz
ermöglicht es, Kunstwerke – ohne
kontextuelle Fremdbestimmungen –
angemessen, da aus sich selbst, zu
verstehen. Gerigk veranschaulicht diese
Problematik einleuchtend am nahe
liegenden, da im Brennpunkt zwischen
Ästhetik und historischer Klassifi-
kation befindlichen Thema *Realismus*.
Realismus ist nur eine Möglichkeit,
Veranschaulichungen zu konstituieren
(S. 67). Hebt man auf das Verständnis
des Kunstwerkes ab, verblassen gän-
gige literaturgeschichtliche Kategorien
wie „Realismus“ leicht – denn ein
realistischer Text hat sein Wesensmerk-
mal als Kunstwerk nicht in seinem
Realismus, wenn man (die „poetolo-
gische Differenz“ denkend) den Unter-
schied zwischen Wahrheit der Dichtung
und Richtigkeit der Darstellung
bedenkt.

Gerigk behandelt nicht, wie gängige
Einführungen, Strukturelemente und
Grundformen der Dichtung, sondern
führt künstlerische Modi von Weltaneig-
nung anhand zentraler Konstituenten
der Beziehung zwischen Mensch und
Welt und zwar Raum, Zeit sowie
Schmerz und Angst vor. „Welt aus
einer Befindlichkeit begegnen zu lassen,
macht das Können des Künstlers aus“
(S. 95). Die poetologische Bewältigung
von Zeit und Raum gleichzeitig mit
der innerfiktionalen Welt der Literatur

in Form eines „beweglichen Sehens“ (S. 112) wahrnehmen zu können, ist das zentrale Postulat des Umgangs mit Literatur.

Neben das Denken der poetologischen Differenz tritt, aus der Universalität des eschatologischen Schematismus entwickelt, die Forderung nach einer säkularisierten Anwendung des vierfachen Schriftsinnes als hermeneutische Universalität: Wie im Mittelalter profane Texte eine Einrede aus einem anderen Sachverständnis zuließen, die Heilige Schrift hingegen nicht, wird durch dieses Interpretationsmodell, auf literarische Texte – als Realisierung einer „multiplen Wirklichkeit“ (S. 124) – angewendet, eine Immunisierung des Textes gegen nicht werkgerechte Urteilkategorien vorgenommen. Der vierfache Schriftsinn erfüllt sich so im Nachvollzug der künstlerischen Leistung. Die Gleichsetzung des wesentlichen Textverständnisses mit der poetologischen Rekonstruktion des Textes macht das Werk in seiner Selbstverwirklichung zur Hauptsache: Der Gegenstand der Literaturwissenschaft bestimmt sich als Gegenstand des vierfachen Schriftsinns. Dies ist es, was Gerigk mit Literaturwissenschaft im strengen Sinne meint: nämlich die Rückbesinnung auf die ausschließliche Beschäftigung mit dem Werk als „autonome Welt“ (132). Die Literaturwissenschaft hat den einzelnen literarischen Text in poetologischer Rekonstruktion zu erfassen und ihn nicht einer Symptomatologie zu unterwerfen, die ihn der Literaturwissenschaft letztlich entzieht.

Gerigk kommt es darauf an, den

einzelnen Text sinnvoll als Kunstwerk zu erschließen, ohne sich auf literaturhistorische oder erzähltheoretische Vorgaben zu verlassen. Um in diesem Sinne ein diszipliniertes Lesen zu kultivieren, postuliert er die säkularisierte Anwendung des vierfachen Schriftsinnes, die freilich auch eine Sakralisierung des Kunstwerkes ist. Es bleibt die Frage, ob damit im Sinne einer Einführung eine tatsächliche Erleichterung des Interpretierens an die Hand gegeben wird, oder ob der Leser, nun in Ehrfurcht vor dem breit vorgeführten Wirken künstlerischer Intelligenz, bei der Erkenntnis stehen bleibt, dass „die ästhetische Erfahrung es nicht nötig hat, verbalisiert zu werden“ (S. 62).

Teilweise wird das Verständnis durch eine Sprachwahl erschwert, die eine Gradwanderung zwischen Literarizität und Fachsprache unternimmt. Der Mode entsprechend argumentiert Gerigk teilweise mit Termini systemtheoretischer Provenienz, die allerdings unerklärt bleiben und daher mehr Ausführung sind denn der Einführung dienen. Die ausufernde Zitierfreude liefert dem Leser einerseits eine Fülle veranschaulichenden Materials, andererseits aber tritt das zu Erklärende oft hinter die Zitate zurück. Ein Buch, das gewiss die faszinierende Handhabung des Belesenen mit einer Fülle von Formen künstlerischen Ausdrucks dokumentiert und Neugierde weckt, dies jedoch teilweise mehr zum Selbstzweck werden lässt, als eine systematische Einführung zu sein.

Jörg Dötsch (Budapest)

Huntemann, Willi; Klentak-Zablocka, Małgorzata; Lampart, Fabian; Schmidt, Thomas (Hg.): Engagierte Literatur in Wendezeiten. Würzburg 2003. 334 S.

Seit den 1990er Jahren stellt die Literaturwissenschaft die Frage, ob sich in der Literatur ein Paradigmenwechsel in Folge der politischen Wende in Mitteleuropa vollzogen hat. Insbesondere Renate von Heydebrand und Aleida und Jan Assmann untersuchen Kanonisierungs- und Zensurierungsprozesse, die zum einen die Wechselwirkung von Gesellschaft und Literatur reflektieren, zum anderen aber auch Traditionslinien in der Literaturgeschichtsschreibung aufzeigen.

Je länger die Wende zurückliegt, umso klarer wird der Blick auf den Bedeutungszusammenhang von Literatur und Gesellschaft im Kontext der politischen Entwicklung. Gab es diesen Paradigmenwechsel, die Veränderungen in der Schreibhaltung der Autoren, die aus den Staaten stammen, in denen sich die Veränderungen vollzogen haben?

Zur Vertiefung dieser Fragestellung liegt nun ein Band vor, der unter dem Titel „Engagierte Literatur in Wendezeiten“ Schreibhaltungen aus verschiedenen Ländern und Traditionen auf Basis der Wendeerfahrungen 1989/90 untersucht. Dabei legt die Sammlung einen Schwerpunkt auf die Wendeerfahrungen ostdeutscher AutorInnen (Hein, Maron, Braun, Grünbein), beschreibt aber auch übergeordnete Rezeptionserfahrungen aus anderen Ländern (Georgien, Estland, Polen, Ungarn und Österreich (!)). Weitere Aspekte der Studien des Sammelbandes sind der Blick zurück auf die

Traditionslinien der Wende (*Thomas Schmidt*), die terminologische Bedeutung der Begriffe ‚Wende‘ und ‚Engagement‘ in Bezug auf die Literatur (*Willi Huntemann*) und die literaturtheoretischen Diskurse einer engagierten Literatur in Wendezeiten (*Horst Turk, Andrea Albrecht, Endre Hárs*).

In ihrer Einleitung unterstreichen die Herausgeber die Autor-Umfeld-Bedeutung, die gleichsam bestimmend ist für die heterogene Aufsatzsammlung: „engagierte Literatur ist zunächst einmal oder idealtypisch (intentional) Literatur eines engagierten Literaten, dessen Engagement nicht selten auch nichtfiktional/publizistisch oder außerliterarisch zutage tritt“ (S. 11). Sind auf der einen Seite systemtheoretische Aspekte von zentraler Bedeutung für den Band, so wird zugleich die Beobachtung mitgeteilt, dass Literatur und Praxis, wie Sartre es in „Was ist Literatur?“ ausdrückte, in den mitteleuropäischen Schreibweisen ausgedient habe. Der Band ist exemplarisch aufgebaut und hütet sich in angenehmer Weise davor, verallgemeinernde Schlüsse aus den Einzelstudien zu ziehen. Die Untersuchungen zeigen, dass die Wende nur in seltenen Fällen einen innovativen Aufbruch für Literatur der 1990er Jahre bedeutete (vgl. S. 14). Vielmehr verdeutlicht *Thomas Schmidt* in seinem Beitrag, dass auch andere Wendezeiten, wie die nach 1848, nicht zu einem Umbruch in den Schreibweisen von Autoren führte.

Bestätigt wird diese Feststellung auch in *Silke Pasewalcks* Analyse der Romane Christoph Heins zur Zeit der Wende und danach; wobei Hein als Autor von versteckten Botschaften und Allusionen bezeichnet wird. Pasewalck veranschaulicht, wie Hein in seinen Romanen eine Literatur entstehen lässt, „die in ihrem Verfahren den herrschenden Diskurs entlarvt“ (S. 90) – wohl-gemerkt auch nach der Wende.

Monika Marons Bücher, so *Katharina Brundiek*, sind demgegenüber eher von einem Rückzug der Protagonisten in die „Innerlichkeit“ (S. 94) geprägt. In ihren Beziehungsgeschichten stelle Maron die Wende in metaphorischen Bildern dar, um so beispielhaft eine nicht überlebensfähige Gesellschaftsform vorzuführen (vgl. S. 99). Dem aufsehenerregendsten Fall der deutschen Literatur der Wendezeit, „Was bleibt?“ von Christa Wolf, widmet sich interessanterweise kein einziger Beitrag.

Der Vergleich zweier Lyriker, Volker Braun und Durs Grünbein, macht die unterschiedlichen Wenderfahrungen anschaulich. Der eine Generation jüngere Grünbein, so *Fabian Lampart*, verzeichne in seiner Schreibweise seit 1990 keine spektakulären Brüche, wohingegen Braun inhaltlich und stilistisch auf den Umbruch reflektiere. Das führt *Gesa von Essen* anhand der sich verstärkenden fragmentarischen Struktur in Brauns Lyrik seit den 90er Jahren im Kontext seiner Leipziger Vorlesungen und der Wiener Skulpturen des Bildhauers Alfred Hrdlicka aus. Braun, das wird hier deutlich, hat, ganz ähnlich wie Heiner Müller, Schwierigkeiten, nach der Wende seine Sprache zu finden.

Marek Podlasiak stellt das wohl innovativste Theater Deutschlands seit den 90er Jahren vor, Frank Castorfs Volksbühne in Berlin, zugleich auch einen Ort der Wenderzeption auf der Bühne. Der Volksbühnen-Intendant hat in Berlin ein Theater entwickelt, das einen Schwerpunkt auf die Zertrümmerung von Klassikern legt. Dies ist aber nur eine Form des ‚Wendens‘ in der literarischen Rezeption an der Volksbühne, eine andere ist die hier von Christoph Marthaler entwickelte Poetik des Theaters der Langsamkeit. *Marek Podlasiak* illustriert beide Darstellungsformen im Kontext des politischen Umbruchs am Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre.

Einen kontrastiven Vergleich stellen die anschließenden Beiträge zu den Auswirkungen des 89er Umbruchs und ihren literarisch-intellektuellen Kulturentwicklungen in Estland, Polen und Georgien dar.

Sowohl *Lina Lukas* für die estnische als auch *Małgorzata Klentak-Zabłocka* für die polnische Literatur konstatieren einen Verlust der ethnosymbolistischen Bedeutung seit 1990. Insbesondere Lukas sieht in der estnischen Literatur seit der Wende eine Überwindung der zuvor postulierten estnischen Identität „zugunsten der Pluralität von Identitäten“ (S. 23). Zugleich schließe die Literaturentwicklung in Estland wieder an die Zeit der Unabhängigkeit von 1940 an. Daher könne man eher von einer Kontinuität statt von einer Wende sprechen. Der Aufsatz führt diese Feststellung aber nur in der Analyse der geistigen, nicht aber der literarischen Strömung aus. Auch Klentak-Zabłocka beschreibt eine Entwicklung, die in

Polen besonders identitätsstiftend wirkt: die lange Zeit tabuisierte „zwangsweise Strafaussiedlung“ (S. 259) der Polen nach Sibirien, der so genannte „Sybir-Diskurs“. Die Verschleppung der Polen durch die russischen Machthaber (vor allem im Zweiten Weltkrieg) hat in Polen zu einer starken anti-sozialistischen und anti-sowjetischen Haltung geführt, die nun, so Klentak-Zablocka langsam thematisiert werde. Zunächst geschehe das aber weitgehend nur in der dokumentarischen Literatur Polens.

Ein anderes Thema, das sich im kollektiven Gedächtnis Mittel- und Osteuropas verankert hat, wird auch literarisch wesentlich stärker thematisiert: die Shoa. Wenngleich die Rezeption dieser Literatur sehr unterschiedlich ist. Das belegen besonders eindringlich die von *Astrid Popien* und *Miklós Fenyves* vorgestellten Beispiele von Andrzej Szypiorski (Polen) und Imre Kertész (Ungarn). Beide werden in Deutschland mit Begeisterung rezipiert, aber in ihrem eigenen Land nur skeptisch wahrgenommen. Das ist vor allem in Bezug auf Kertész interessant, galt doch dieses Phänomen für ihn sowohl zu kommunistischen Zeiten wie auch danach. Erst die Verleihung des Nobel-Preises hat die Rezeption von Kertész in Ungarn verändert. In dem Essayband „Das Galeerentagebuch“ hat Kertész die Erfahrung des Schreibens über die Shoa und das Paradoxon, über das Schweigen reden zu müssen, dargelegt. Zugleich, so stellt Fenyves, die Essays vor dem Hintergrund der 1989er Wende lesend, fest: „Die Wende, wie sie in diesen Essays dargestellt wird, betrifft kein sichtbares

Ereignis, sondern einen imaginierten Vorgang, der das Trauma in ein grundlegendes, epochemachendes Ereignis eines historischen Narrativs verwandelt“ (S. 271).

Im abschließenden Theorie-Diskurs beschreiben *Horst Turk* (Gadamer/Lukács), *Andrea Albrecht* (Habermas/Derrida) und *Endre Hárs* (Foucault/Bhabha) bislang wenig bis gar nicht wahrgenommene Konvergenzen oben genannter Theoretiker in Bezug auf ihre Wahrnehmung von Wendeentwicklungen in der gesellschaftlichen Theoriebildung. Hárs zeigt anhand von Homi K. Bhabhas „Verortung der Kultur“, dass Textualität keine einfache zweitrangige ideologische Ausdrucksform ist. Vielmehr gelte die Theorie nur als engagiert, wenn sie differentiell sei. Das mache vor allem Foucaults These von der Diskontinuität der Geschichte deutlich, die er den Thesen Bhabhas gegenüberstellt.

„Engagierte Literatur in Wendezeiten“ fügt Beiträge zusammen, die Ausdruck eines kommunikativen Gedächtnisses sind, indem zwar die Röhren Literatur (2. und 3. Teil) und Theorie (1. und 4. Teil) nicht immer miteinander kommunizieren (insbesondere im etwas isoliert stehenden 4. Teil des Bandes), dessen Texte aber zu einem Dialog über Lesarten von Literatur- und Literaturtheorie, vor dem Hintergrund der sich verändernden kulturellen Identitäten in Mitteleuropa einladen. Insofern stellt der Band eine notwendige Arbeit am kulturellen Gedächtnis dar.

Terry Albrecht (Veszprém)

Kindt, Tom; Müller, Hans-Harald (ed.): What Is Narratology? Questions and Answers Regarding the Status of a Theory. Berlin, New York: de Gruyter, 2003 (Narratologia 1). 368 S.

„Innombrables sont les récits du monde“, beginnt Roland Barthes 1966 seinen Aufsatz in der berühmten Nummer 8 der Zeitschrift „Communications“ und leitet damit den Anfang der strukturalistischen Erzähltheorie, der 1969 von Tzvetan Todorov „Narratologie“ getauften Disziplin ein, einer Disziplin, die seitdem zwar „klassisch“ geworden ist, jedoch von vielen Vertretern einer der „kulturellen Wende“ verpflichteten Literaturwissenschaft als verdächtig und sogar als überholt betrachtet wird, deren Begriffe, Fragen, Ergebnisse aber in heutige Diskussionen auf vielfältige Weise eingegangen und fruchtbar gemacht worden sind. Wenn auch nicht unzählige, doch historisch wie gegenwärtig zahlreich sind die narratologischen Forschungslinien und Begriffsdefinitionen: Umso wünschenswerter scheint es, im fast unübersehbar gewordenen narratologischen Dickicht verschlungene Pfade aufzudecken oder eine kleine Lichtung zu schlagen.

Der den heutigen wissenschafts- und sprachpolitischen Entwicklungen folgend in der modernen *lingua franca* erschienene Sammelband „What is Narratology? Questions and Answers Regarding the Status of a Theory“ ist aus den Beiträgen des ersten internationalen Kolloquiums (23-25. Mai 2002) der 2001 gegründeten Forschergruppe Narratologie an der Universität Hamburg hervorgegangen, er eröffnet zugleich die neue Reihe „Narratologia. Beiträge zur Erzähltheorie/ Contri-

butions to Narrative Theory“, die – laut Zielsetzungen der Reihenherausgeber Fotis Jannidis, John Pier und Wolf Schmid – Arbeiten und Sammelbände zur modernen Erzähltheorie und zu ihrer fachgeschichtlichen Rekonstruktion publizieren soll.

Der erste Band der Reihe setzt sich zum Ziel, wie dies die Herausgeber in der Einleitung betonen, eben das klarzumachen, vor was für komplexem theoretischem und historischem Hintergrund die Antworten auf narratologische Fragen zu legitimieren und was für Adäquatheitskriterien sie zu erfüllen haben: Eine Zielsetzung, der sich jede ernste Literaturwissenschaft stellen soll. Die Beiträge greifen vielfach auf Früheres zurück sowie schauen auf Kommendes und sich gegenwärtig Gestaltendes hin, indem sie einerseits die Frage, was das Erzählen, das Narrative und wie ihre Theorie ist, von konvergierenden und/oder divergierenden Positionen aus zu beantworten versuchen, andererseits sich mit den möglichen Funktionen der Narratologie als Disziplin innerhalb der Geisteswissenschaften auseinandersetzen.

Obwohl die Beiträge vorwiegend nicht historisch angelegt sind, spielen wesentliche Momente der Geschichte der Narratologie eine nachweisbare Rolle. Sie wird in der Einleitung der Herausgeber kurz und überschaubar in drei Phasen gegliedert skizziert: Die aus normativer Rhetorik und Poetik, Autorenschreibpraxis und Literatur-

kritik schöpfende, das Wissen über das Erzählen ansammelnde „präklassische“, die sich zur eigentlichen Teildisziplin entwickelnde „klassische“ strukturalistische und die von einer wuchernenden Fülle von „neuen Narratologien“ gekennzeichnete „postklassische“ Phase – die Entwicklungslinien sind kompliziert und verzweigt, es wäre wirklich notwendig, die Geschichte der Narratologie zu schreiben, damit als neu betrachtete Ansätze nicht frühere Ergebnisse ignorieren.

Die Beiträge lassen sich m.E. in drei vielfältig miteinander verschränkte thematische Gruppen einteilen. Die der ersten setzen sich mit Grundbegriffen der Narratologie bzw. mit der Definition des Narrativen, der Erzählung auseinander. *Gerald Prince* greift in „Surveying Narratology“ teilweise auf seine früheren Arbeiten zurück, die mitunter zu den „Klassikern“ zumindest einer „Richtung“ zählen. Er geht von den Definitionsproblemen der ‚Erzählung‘ und den Implikationen ihrer weiteren bzw. engeren Auffassung aus und argumentiert dafür, dass die Narratologie ihre definitorischen Grenzziehungen explizit machen sowie die Vielfalt narrativer Phänomene berücksichtigen sollte, um bisher wenig beachtete und erforschte Bereiche und Fragen modellierend zu erschließen. Die Grundlagendiskussion führt *Wolf Schmid* im Beitrag „Narrativity and Eventfulness“ mit Überlegungen zur Kategorie des ‚Ereignisses‘ weiter. Von den Vorarbeiten ausgehend plädiert er für eine reduzierte Form des Ereignisses, das mit fünf Kategorien beschrieben werden kann, die – wie *Schmid*

selbst anerkennt – jedoch nicht gleichgewichtig und auf Grund der Novellen von *Tschechow* abgeleitet worden sind. Das lenkt die Aufmerksamkeit auf die historische und kulturelle Bedingtheit theoretischer Kategorien sowie auf die interpretatorischen Schritte, die ihre Ableitung bestimmen und in der Theoriebildung unbedingt zu reflektieren sind. *John Pier* unterzieht in „On the Semiotic Parameters of Narrative: A Critique of Story and Discourse“ die ‚Geschichte‘/ ‚Diskurs‘-Unterscheidung der klassischen Narratologie einer kritischen Überprüfung. Nach einer Übersicht der Phasen der Etablierung des Geschichte/Diskurs-Modells (und seiner mehrschichtigen Varianten) greift *Pier Ecos* (sonst nicht ganz unproblematisches) semiotisches Modell auf, um die theoretischen Leistungen der auf der diadischen bzw. der triadischen Zeichenkonzeption basierenden narratologischen Modelle gegeneinander abzuwägen. *Andreas Kablitz*‘ eher als analytische Fallstudie anmutender Beitrag „Realism as a Poetics of Observation. The Function of Narrative Perspective in the Classic French Novel: Flaubert – Stendhal – Balzac“ untersucht auf Grund der *Genette*‘schen Kategorie der Fokalisierung Grundzüge des realistischen Romans sowie ihre Varianten bei den drei Autoren und kommt zu Überlegungen über die hybride Struktur der Fokalisierung sowie die hybride Struktur der Erzählung im Allgemeinen, die aus der Amalgamierung eines narrativen „Kerns“ und diverser anderer Diskurstypen entsteht. In der Definition des Narrativen schlägt *Fotis Jannidis* einen

alternativen Weg vor: In seinem Beitrag „Narratology and the Narrative“ argumentiert er für eine prototypische Bestimmung, die die langjährigen Diskussionen aus der Sackgasse der fundamentalistisch-normativen Annäherungen herausführen und eine flexiblere Vorgehensweise ermöglichen könnte, derzufolge die Narratologie keine „Metawissenschaft“, sondern ein Sammelbegriff für eine Reihe spezialisierter Narratologien wäre, die sich mit den verschiedenen medienabhängigen Formen der Erzählung befassen.

Mit dieser Behauptung taucht das Problemfeld des Status der Narratologie als Disziplin auf, das von mehreren Beiträgern, teilweise am Beispiel der historischen Entwicklung narratologischer Begriffe und/oder Theorien, erörtert wird. *Jan Christoph Meister* argumentiert in „Narratology as Discipline: A Case for Conceptual Fundamentalism“ gegen die Proliferation von Narratologien als selbständige Disziplinen und versucht zu zeigen, wie die Grundkategorien der Narratologie unter Beachtung der Regeln wissenschaftlicher Methodologie zu formulieren wären. Nach der Demonstration seines Vorgehens an der Kategorie des „Ereignisses“ behauptet er, die Narratologie ist eine Disziplin in einem „fundamentalistischen“ Sinne, ihre elementaren Begriffe sind formal und kontextfrei zu definieren sowie von komplexen Begriffen streng zu differenzieren. Daraus folgt, dass die „neuen“ Narratologien keine selbständigen Disziplinen, sondern nur Anwendungen der

narratologischen Methodologie auf verschiedene Bereiche darstellen, deren Status genau zu klären wäre. *Anja Cornils* und *Wilhelm Schernus* skizzieren im Aufsatz „On the Relationship between the Theory of the Novel, Narrative Theory, and Narratology“ die Entwicklungen der vorstrukturalistischen Periode und diskutieren auch die konkurrierenden Auffassungen über die Entwicklungsphasen der Narratologie selbst. Im Zentrum steht die Geschichte der deutschen Entwicklungslinie von der Romanpoetik des 19. Jahrhunderts bis zur Erzähltheorie der 1950er und 1960er Jahre, wobei die Autoren die Beziehungen zwischen Romantheorie, Erzähltheorie und Narratologie systematisch und überschaubar darstellen. *Michael Titzmanns* Beitrag „The Systematic Place of Narratology in Literary Theory and Textual Theory“ geht typologisierend und begriffsklärend vor und bestimmt nach einem kurzen historischen Überblick die disziplinäre Stellung der Narratologie als Teil einer (literarischen) Texttheorie, deren Grundbegriffe sowie Teiltheorien ebenfalls mit definitivischer Präzision festgelegt werden. Die disziplinäre Stellung der Narratologie steht ebenfalls im Mittelpunkt der Erörterungen von *Tom Kindt* und *Hans-Harald Müller* in „Narrative Theory and/or/as Theory of Interpretation“. Die verschiedenen möglichen Positionen über die Beziehung zwischen Narratologie und Interpretationstheorie übersehend und klassifizierend gelangen die Autoren zur wissenschaftstheoretisch folgenreichen Schlussfolgerung, dass die Narratologie – die Ansätze

der Narratologie des 20. Jahrhunderts fortsetzend – ein interpretatorisch neutrales heuristisches Beschreibungsinstrumentarium sein soll, das in verschiedenen interpretatorischen Ansätzen wohl reflektiert anwendbar ist. Den Status der Narratologie nähern sich *Matias Martinez* und *Michael Scheffel* von der Beziehung von Fiktionalität und Erzählen an. Im Beitrag „Narratology and Theory of Fiction: Remarks on a Complex Relationship“ greifen sie auf Käte Hamburgers viel diskutierte Konzeption zurück, unterscheiden fiktionale und nicht-fiktionale Erzählungen und plädieren für die Verbindung von Narratologie mit einer Fiktionalitätstheorie, um den spezifischen Status fiktionaler narrativer Texte sowie ihre Eigenarten entsprechend erklären zu können.

Die proliferierende Herausbildung „neuer“ Narratologien macht das Nachdenken über ihren Status, ihr Verhältnis zur „klassischen“ Narratologie, ihre Methodologie aktuell und notwendig. *Ansgar Nünning* setzt sich in „Narratology or Narratologies? Taking Stock of Recent Developments, Critique and Modest Proposals for Future Usage of the Term“ zum Ziel, Klarheit über diese Probleme zu verschaffen, indem er eine globale (und in vieler Hinsicht vereinfachende und fragwürdige) Gegenüberstellung von „klassischer“ und „neuen“ Narratologie(n) erarbeitet und die verschiedenen „Narratologien“ (m.E. eher narratologische Ansätze) gruppiert. Seine Abgrenzungskategorien führen oft zu Überschneidungen oder uneindeutige/mehrfachen Einordnungen, und seine

Vorschläge für die Verwendung der Bezeichnung „Narratology“ leiden teilweise unter schwankenden Etikettierungen – Jan Christoph Meisters „fundamentalistische“ Überlegungen könnten hier aus- und weiterhelfen.

Die Beiträge von *Jens Eder*, *David Herman* und *Marie-Laure Ryan* beabsichtigen, mögliche theoretische und empirische Weiterentwicklungen der Narratologie zu umreißen. Eder argumentiert in seinem Beitrag „Narratology and Cognitive Reception Theories“ dafür, die Narratologie auf der Grundlage der Errungenschaften der klassischen Narratologie und in Hinsicht auf ihre neueren Entwicklungen unter Einbeziehung der Begriffe und Modelle der Kognitionswissenschaft zu erneuern und die narrativen Textstrukturen in einem pragmatischen Kontext funktionalisiert zu untersuchen. Herman will die Erzählung ebenfalls integrativ und disziplinübergreifend im Rahmen eines neuen Paradigmas erfassen, wozu strukturalistisch-semiotische, kognitionswissenschaftliche und soziokulturelle Annäherungen miteinander zu verbinden wären. Ryans Aufsatz „Narrative Cartography: Toward a Visual Narratology“ argumentiert nicht einfach für eine Erweiterung der narratologischen Analyse um visuelle Aspekte, sondern – auf Grund der Peirce'schen Zeichenkonzeption sowie der temporalen und räumlichen Bedingtheit menschlicher Welterfahrung – für eine Berücksichtigung der tiefer liegenden räumlichen Dimensionen von Texten, die (von den konkreten geographischen Koordinaten bis zu den abstrakten kognitiven Repräsentationen

der erzählten Geschichte) in verschiedenen Formen erfassbar und mit dem Computer in ihrer Komplexität modellierbar sind.

Die Beiträge des Bandes liefern besonders dem in der Narratologie etwas „vorgebildeten“ Leser wichtige Einsichten, Reflexionen und Vorschläge, die gegeneinander abgewogen und weitergedacht werden können. Es liegt an der „scientific community“ der

Narratologen, die vorgeschlagenen Konzepte, Methoden, Abgrenzungen, Erweiterungen in minutiös durchgeführten Analysen an exemplarisch gewählten und/oder umfangreichen Textkorpora auf ihre Anwendbarkeit hin zu prüfen – vielleicht in weiteren Bänden der Reihe „Narratologia“ selbst.

Magdolna Orosz (Budapest)

Kálmán Kovács (Hg.): Textualität und Rhetorizität. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2003 (Debrecener Studien zur Literatur 10), 193 S.

Inwieweit lassen sich Lyrik und Prosa als Kommunikationsformen mit rhetorischem und narratologischem Begriffsinventar erfassen? – so könnte die Problemstellung des Bandes, der elf Beiträge einer Debrecener Konferenz 2001 versammelt, zusammengefasst werden. Das internationale Forschungsprojekt *Ideologie der Formen*, im Rahmen dessen die Konferenz stattfand, setzt sich mit Fragen der kommunikativen Funktion und Rhetorizität von literarischen Texten auseinander, wobei die methodologische Palette ein äußerst facettenreiches Bild abgibt. Die Anordnung der Beiträge nach einer mehr oder weniger durchgehaltenen Chronologie der untersuchten Primärtexte – und nicht nach thematischen oder methodologischen Prinzipien – lässt sich auf diesen Umstand zurückführen.

In *Hans-Georg Kempers* Aufsatz zur *Sesenheimer Erlebnislyrik* von Lenz figurieren die intertextuelle Ana-

lyse und die erzähltheoretische Begrifflichkeit als Instrumentarium: Das lenzsche Kontrafaktische Rekurrenieren auf Prätexthe von Goethe bewirkt einerseits die Abkoppelung der Erlebnis- bzw. Liebeslyrik vom Autobiographischen, andererseits die Dekonstruktion des lyrischen Sprechers als ‚Erlebnismittelpunkt‘ eines Gedichts. Die durchgängige dialogisch-appellative Einstellung in der Handhabung des Prätexthes dient persuasiven Zwecken, die sich ihrerseits als illusionistisch und uneinhaltbar erweisen – an diesem Bruch wird die unterschiedliche Attitüde des goetheschen und lenzschen Selbstverständnisses sichtbar: Das Scheitern ist dem Gedicht eingeschrieben, das somit zum die Persuasion suspendierenden Klagelied wird, und zugleich auf eine über die Intertextualität hinausweisende historische Konstellation anspielt, nämlich auf die (biographische) Begegnung von Lenz und der Adressatin in Sesenheim.

Gattungsspezifischen Charakteristika und ihren rhetorischen Erscheinungsformen geht *István Bitskey* in seinem Beitrag zu ekklesiologischen Schriften des Theologen Péter Pázmány nach. In den Kontext der zeitgenössischen Streitschriftkultur und der Barockrhetorik gestellt, zeichnet der Autor nach, auf welche Weise einzelne rhetorische Elemente in der Polemik eingesetzt werden. Auch innerhalb der Schriften von Pázmány lässt sich eine Differenzierung feststellen: Texte, deren Leserkreis Theologen und Kirchenleute bilden, bedienen sich der Tropen und Figuren der klassischen Rhetorik nach mehr oder weniger strengen Regeln der *rhetorica ecclesiastica*, während die Streitschrift „Zwei kurze Büchlein“ bzw. eine die *Topoi* der *navis ecclesiae* aktivierende Predigt, welche einen Laienkreis als Rezipienten vorsahen, diese verdichten und versuchen, der erzielten Gemeinverständlichkeit Rechnung zu tragen.

Einer minutiösen Textanalyse wird Hölderlins Elegieentwurf „Der Gang aufs Land. An Landauer“ von *Csaba Szabó* unterzogen. Bereits der abgerissene Entwurfstitel (diese „hälftige Lücke“, S. 52) gilt als Geste, die die Konstitution des gesamten Gedichts vorkodiert. Das „phänomenal Offene“ (S. 70) als waltendes Prinzip bewirkt nicht nur die Suspendierung der Frage nach der Intendiertheit, sondern zeichnet das Wesen jeglicher sprachlicher Operation vor. Die Rede realisiert sich als unintendierter und performativ fiktionalisierter Akt, der jedoch gerade durch seine Zitathaftigkeit das – nicht mehr mittelbare und eigentliche – Reden

generiert, d.h. den Text erst entstehen lässt.

Den konservativ apostrophierten Kritikern Heinrich Heines arbeitet der Herausgeber des Bandes, *Kálmán Kovács*, entgegen, indem er herausstreicht, das angeblich „Lügenreiche“ Heines sei auf ein spielerisches, die rhetorische Motorik bestimmendes „ironisches Recycling einer bestimmten Formtradition“ (S. 74) zurückzuführen. Dies wird anhand des Motivkettenaufbaus als Organisationsprinzip im „Buch der Lieder“ bzw. anhand von autobiographischen Schriften Heines nachvollzogen. Die Abkoppelung der Liebeslyrik wie auch die des Autobiographischen vom empirischen Ich ergeben eine Selbstinszenierung, die die Rhetorizität und Fiktionalität des Literarischen behauptet.

Auch *Erzsébet Berta* setzt ihren Beitrag mit einer Kritik an der Rezeption an: Die heideggersche Einvernahme Rilkes habe zwangsläufig gewisse Diskrepanzen zwischen Text und Auslegung generiert. Ausgehend von der phänomenologischen Lesart Käthe Hamburgers und der hermeneutischen Interpretation von Ernő Kulcsár Szabó zeigt die Autorin anhand der Gottesmetaphorik im „Stundenbuch“ auf, wie sich der Text einer einheitsbildenden Lesart entzieht. Der Gottesbegriff stellt keineswegs eine transzendente Kategorie dar, er entfaltet sich vielmehr in einer durchgehenden reflektiven und autoreflektiven Bewegung: Die Querverweise zwischen den Büchern bewirken einerseits die Entstehung eines korrelativen Verhältnisses zwischen den austauschbaren Du und Ich, ande-

rerseits das Ineinanderspielen des konfessionellen und dialogischen Prinzips. Als narratologische Pointe stellt sich die Figur des Mönches heraus, deren Funktion als Fiktionalisierung des dialogischen Raumes gerade in der übergreifenden Integration der einzelnen Gedichte besteht.

Zoltán Szendis Beitrag sieht gleichfalls den Schlüssel zur Auslegung des „Buches der Bilder“ Rilkes im Nachvollziehen der kettenartigen Querverweise. Am Brennpunkt der Figuren Ritter – Tod, Ritter – Mädchen und Mädchen – Ritter wird das Prinzip der doppelten Perspektivierung sichtbar, das einerseits eine Subjektivierung, andererseits ein komplexes Rollen- und Identifikationsspiel entfalten lässt. Durch die gegenseitige Beleuchtung der Figuren und der mit ihnen zusammenhängenden Motivkomplexe entsteht ein Vexierspiegel, der das Selbstverständnis des Dichters in ständigen Brechungen interpretieren lässt.

Das – von den vorhergehenden etwas verschieden ausgelegte – dialogische Prinzip wird im Beitrag von *Tamás Lichtmann* am Beispiel von Kafkas Texten aufgezeigt. Die auf dem Aufsatz von Martin Buber fußende Analyse versucht nachzuzeichnen, wie sich die dialogische Bewegung auf unterschiedlichen Ebenen von Kafkas Texten präsentiert. So wird der Schreibakt wie auch das Fragen (nach sich selbst, nach dem Text, nach dem Anderen oder nach der göttlichen Wahrheit) als Form des Zwiegesprächs ausgelegt, das erst die Erkenntnis des Glaubenswertes der Existenz ermöglicht. Dies letztere entzieht sich jedoch der sprach-

lichen Verlautung: In der Spannung zwischen Wort und Schweigen läßt sich letztendlich die Erkenntnis verorten.

Aufgrund einer Rekonstruktion des Schaffensprozesses in Musils „Mann ohne Eigenschaften“ geht *Walter Fanta* der Frage nach, welcher Stellenwert der Inzest- und Liebesgeschichte im Roman ursprünglich zugeschrieben wurde, und wie sich dieser in der Arbeit am Text schließlich modifizierte. Durch die Umstellung eines Schlüsselkapitels (von der Mitte ans Ende) wird der Roman als Liebesgeschichte in seiner ursprünglichen Konzeption umgewandelt, wobei jedoch eine ständige Hin- und Herbewegung im Erzähldiskurs keinen Bruch, sondern vielmehr das Aufzeigen der Möglichkeiten des Mono- und Dialogischen in einem fließenden Prozess erzielt.

Klaus Bonns Beitrag ist eine mächtige Warnung gegen eine Lesart, die einen Text durch seinen Prätext oder seine Prätexte einzuschränken versucht. Der Hinweis auf Goethe in der Interpretation von Benns Gedicht „Konfetti“ erweist sich als illusorisch: Aufgrund der topologischen und figurativen Anordnung des Textes scheint sich vielmehr eine grundsätzliche Offenheit durchzusetzen, die das Changieren zwischen Festigkeit und Kontingenz, die Unentscheidbarkeit zwischen Leben und Traum aufrechterhält.

Nation und Narration als Schlüsselbegriffe und ihre Verschränkung in Schillers „Wilhelm Tell“ und in Max Frischs „Wilhelm Tell für die Schule“ bilden die Grundlage der Erzählanalyse im Beitrag von *Eszter Pabis*. Die Nation als diskursive, einheitsbildende

Formation (nach Homi K. Bhabhas Ansatz), die sich narrativ konstatiert, und wie sich dies in Schillers Drama nachvollziehen lässt, wird im Text von Frisch pervertiert: Die performative Heterogenität sprachlicher Konstruktionen dient dem kontinuierlichen Abbau des schweizerischen Nationalmythos. Die Subversion des nationalen Sinns in Frischs Text erfolgt nicht nur durch das Aufzeigen der Kontingenz des (die Nation ergebenden) menschlichen Körpers, sondern auch durch das Ausspielen der pädagogischen Faktizität durch rhetorische, die Fiktionalität der Sinnkonstruktion entblößende Ironie, bzw. durch die Durchsetzung der Kinderperspektive. Dieser Bewegung tragen die Modifikationen und -verwischungen der Erzählinstanz und -perspektive weitgehend Rechnung.

Verwischungen kommen auch im letzten Beitrag von *Karl Katschthaler* zum Ausdruck: Die intendierten oder nicht intendierten Verschiebungen zwischen dem fiktiven und autobiographischen Raum im Zuge der narrativen Selbstkonstruktion werden in Texten

von Péter Nádas, Raymond Federman und Hubert Fichte nachvollzogen. Alle diese Texte bewegen sich an der Grenze des „Romanpaktes“ (S. 183) von Fiktionalität und autobiographischer Authentizität, spielen diese aus und suspendieren den einen oder anderen Aspekt. Fichtes mehrfache Verschachtelungstechnik ist wohl das komplexeste Beispiel für das Experimentierfeld des dynamischen Hin und Her zwischen „Leben und Literatur“, wie auch der Titel des Beitrags lautet.

Auf die eingangs gestellte Frage – nämlich „Inwieweit lassen sich Lyrik und Prosa als Kommunikationsformen mit rhetorischem und narratologischem Begriffsinventar erfassen?“ – erhält der Leser zahlreiche Alternativen als Antwort. Die Beiträge des Bandes scheinen davon zu zeugen, dass die rhetorische und narratologische Analyse weitgehend mit komplementären Ansätzen vereinbar ist, will man dem literarischen Text näher kommen.

Katalin Teller (Budapest)

Kiss, Endre; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine (1797-1856). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie XXVI). 334 S.

Der vorliegende Band enthält die Beiträge des Heine-Symposiums, das 1997, zum 200. Jahrestag der Geburt des Dichters, von der Eötvös-Loránd-Universität (Budapest), der Kossuth-Lajos-Universität (Debrecen) und dem Goethe-Institut unter der Mitwirkung von in- und ausländischen Heine-For-

schern veranstaltet wurde. Dass es sich hierbei jedoch nicht bloß um einen gewöhnlichen Konferenzband handelt, mit denen bedeutende Dichterjubiläen beinahe pflichtmäßig geehrt werden, hat spezielle Gründe.

Literaturwissenschaft wird, seitdem es sie überhaupt gibt, bekanntlich nie

im luftleeren Raum betrieben. Ihre Objektkonstitutionen, ihre Methoden und Herangehensweisen sind durch die jeweiligen, historisch wandelbaren institutionellen Rahmenbedingungen mitbestimmt; sie trägt – in Kooperation oder Kollision mit anderen Diskursen – in mehr oder weniger auffälliger Weise zur Deckung des Ideologiebedarfs des jeweiligen Gesellschafts- und Herrschaftssystems bei. Daraus ergibt sich, dass abrupte historische Wandlungen, Epochengrenzen der politischen oder der Sozialgeschichte die Literaturwissenschaft immer wieder dazu nötigen, ihre Positionen, Methoden und Objektkonstitutionen zu revidieren und den neuen Rahmenbedingungen anzupassen. Dass der Zusammenbruch des Staatssozialismus in den Ländern Mittel- und Osteuropas Ende der 1980er Jahre zu den großen historischen ‚Wenden‘ dieser Art gehörte und die Literaturwissenschaft daher zu der eben erwähnten Neubesinnung zwang, liegt auf der Hand. In den Auslandsgermanistiken Mittel- und Osteuropas galt es damals jedoch nicht bloß, neue – bisher etwa mehr oder weniger verpönte oder gar verbotene – Objekte und Theorien zu entdecken, sondern nicht weniger auch, die alt eingebürgerten Forschungsobjekte neu zu konstituieren. Diesem Anspruch muss der 200. Jahrestag der Geburt Heines – eines während des Staatssozialismus in verschiedener Weise vereinnahmten Dichters von unbestreitbarem Rang – ein höchst willkommener Anlass gewesen sein. Diese glückliche Konstellation, dieser bereits in der Einleitung von den Herausgebern angemeldete Anspruch

auf Neubesinnung anhand von Heine ist es also, was den vorliegenden Band aus der Reihe der pflichtgetreu produzierten Jubiläumsbände heraushebt und dem Unternehmen eigentlich erst Relevanz verleiht.

Das Bestreben, Heine zum Anlass und zum Ausgangspunkt einer Neubesinnung der germanistischen Literaturwissenschaft Ost- und Mitteleuropas zu machen, spiegelt sich klar im Aufbau und in den Proportionen des Bandes wider. Die Konferenzbeiträge wurden um vier Themenkreise gruppiert: 1) „Heine aus der Sicht der Moderne und der Postmoderne“; 2) „Das Werk in seiner Zeit“; 3) „Wirkung und Wirkungsgeschichte“; 4) „Die Perspektive der Gegenwart“. Man sieht: Während die Beiträge der zwei mittleren thematischen Gruppen sich eher in traditionellen, bewährten Bahnen der Heine-Forschung bewegen, wird in den zwei einrahmenden Kapiteln ausdrücklich der Versuch unternommen, einen neuen, aktuellen Heine – aus der Sicht der Moderne und der Postmoderne – zu konstituieren. Über die Platzierung einzelner Beiträge in der oder jener thematischen Gruppe ließe sich freilich streiten, die Anordnung des Materials in ihrer Gesamtheit ist jedoch logisch und gut nachvollziehbar.

In den Beiträgen der ersten thematischen Gruppe („Heine aus der Sicht der Moderne und der Postmoderne“) geht es also darum, Heines Reflexion der Moderne sowie die Reflexion der Postmoderne auf Heines Moderne-Reflexion auszuarbeiten, um den Dichter derart mit der unmittelbaren Gegenwart zu konfrontieren. Aus der

Distanz von etwa sechs Jahren zeigt es sich allerdings schon, wie sehr die Diskussionen der Gegenwart von 1997 zum Teil von ephemeren Mode-Themen (wie z.B. die Debatten über das „Ende der Geschichte“), zum Teil aber auch von lang anhaltenden und bis heute vehement weitergeführten Auseinandersetzungen (Europa-Diskussion) geprägt waren. Die einschlägigen Beiträge zeigen Heine als einen der Ahnherren der Moderne, sogar als bahnbrechenden Europa-Denker, wenn auch mit etwas herbem Beigeschmack: Utopismus und Skeptizismus waren auch bei ihm nicht zu vermitteln.

Die Beiträge der zweiten thematischen Gruppe („Das Werk in seiner Zeit“) bewegen sich, wie bereits erwähnt, eher in den traditionellen Bahnen der Heine-Forschung, was jedoch keineswegs heißen soll, dass sie weniger lesenswert seien. Besonders hervorzuheben sind die Studien von *Antal Mádl* („Drei Dichter des europäischen Vormärz: Heine, Lenau, Petöfi“) mit ihrem aus überlegener Stoffkenntnis entworfenen Epochentableau in Miniaturformat; von *Magdolna Orosz* („Heine und die deutsche Romantik“) mit ihrer textnahen Analyse vom Verhältnis Heines zur Romantik auf Grund der *Romantischen Schule*; von *Bernhard Doppler* („Das ist eben die Ironie, wie sie auch immer das Hauptelement der Tragödie ist“) mit ihrem klugen Plädoyer für die Aufwertung von Heines Jugenddrama „William Ratcliff“; sowie von *Sándor Komáromi* („Heines frühe Lyrik als Textgrundlage für Liedkompositionen“), in denen mit differenzierten Argumenten eine Revi-

sion der Pauschalurteile der bisherigen Forschungsliteratur zum Thema Heine-Vertonungen vorgeschlagen wird.

Die dritte thematische Gruppe („Wirkung und Wirkungsgeschichte“) ist dem immergrünen Thema der Auslandsgermanistik, der Rezeptionsforschung gewidmet. Im Vordergrund des Interesses – mit insgesamt drei Beiträgen – steht diesmal verständlicher Weise Heines Rezeption in Ungarn, es sollen jedoch auch die anderen mittel- und osteuropäischen Nationalliteraturen nicht zu kurz kommen: Die Artikel präsentieren Heine insgesamt als Dichter von europäischem Rang. Dass Rezeptionsforschungen dieser Art unter Umständen jedoch durchaus anregend und sogar spannend sein können, beweisen insbesondere zwei Beiträge der Gruppe: der von *Zoran Konstantinovic* („Heine bei den Südslaven“) und der von *Ferenc Szász* („Epochen der Heine-Rezeption in Ungarn“). Konstantinovic bietet nicht bloß einen großzügigen Überblick über die Heine-Rezeption bei den südslawischen Völkern, sondern zum Schluss auch noch eine wahrlich imposante und anregende Liste von noch zu erforschenden Detailfragen – eine regelrechte Fundgrube für alle, die auf der Themensuche für Diplom- oder Doktorarbeiten sind. Der Beitrag von Ferenc Szász verdient die Aufmerksamkeit nicht allein durch eine erstaunliche Menge von philologisch korrekt aufgearbeitetem Material zur ungarischen Heine-Rezeption von den Anfängen bis zur unmittelbaren Gegenwart, sondern auch durch einen ersten Periodisierungsvorschlag. Ein weiterer

Vorzug von Szász' Überblick besteht – im Vergleich zu mehreren anderen Beiträgen der thematischen Gruppe – darin, dass er bis in die unmittelbare Gegenwart reicht, und dadurch eben noch einmal die Notwendigkeit eines Neuansatzes in der ungarischen – und im weiteren Sinne osteuropäischen – Heine-Rezeption unter den neuen politischen und gesellschaftlichen Bedingungen nach der ‚Wende‘ nachvollziehbar macht.

Mit der vierten thematischen Gruppe des Bandes („Die Perspektive der Gegenwart“) schließt sich der Kreis: Was im ersten Abschnitt mit theoretischem Anspruch ausgearbeitet wurde – Heines Aktualität –, wird hier anhand von konkreten Beispielen der Heine-Rezeption der Gegenwart erörtert. Doch gerade hier wären Zweifel anzumelden an der Platzierung insbesondere von zwei Beiträgen: Der instruktive Artikel von *Krzysztof Glass* („Heinrich Heine und die Möglichkeiten der politischen Lyrik heute“) wäre, seinem Titel zum Trotz, besser im zweiten Abschnitt untergebracht worden, da er die politischen Positionen von zwei Pariser Emigranten – Heine und Mickiewicz – im historisch-politischen Kontext der

Epoche erörtert; ebenso die spannende Studie von *Albrecht Betz* „Avantgarde, Revolution, Restauration“, die Heines wandelbares Verhältnis zu Franz Liszt zum Thema hat und aus unverständlichen Gründen gesondert im Anhang des Bandes steht.

Zum Schluss noch eine Bemerkung, die jedoch nicht als unangebrachte Nörgelei missverstanden werden sollte: Es wäre höchste Zeit, das technische Niveau von germanistischen Publikationen in Ungarn dem geistigen anzupassen. Mit anderen Worten: Die Redakteure sollten endlich das – wie die Erfahrung mittlerweile vielfach bestätigt hat: unbegründete – Vertrauen in die Leistungsfähigkeit von Textverarbeitungsprogrammen fahren lassen; kein noch so modernes Textverarbeitungsprogramm wird ihnen je die Mühen des sorgfältigen Korrekturlesens ersparen, die besten und spannendsten Artikel sollen nicht durch Druckfehler beinahe ungenießbar gemacht werden. Philologie heißt ja schließlich Liebe auch zum geschriebenen Wort...

Imre Kurdi (Budapest)

Linke, Angelika; Ortner, Hanspeter; Portmann-Tselikas, Paul R. (Hg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer, 2003. 488 S.

Sprachen sind nicht etwa die Voraussetzung des Kommunizierens, sondern eine unbeabsichtigte Folge der kommunikativen Bemühungen der Akteure. (Rudi Keller S. 169)

Wenngleich Clemens Knobloch die irreparable Flüchtigkeit der Kommunikation illustrierend feststellt „Was wir bei einer Tagung reden, und wie es von den Teilnehmern verstanden wird, ist nicht zu rekonstruieren“ (S. 105), ahnt man als Leser etwas von der Intensität der Vorträge und Diskussionen der Tagung zu „Linguistik der sprachlichen Praxis“ im Jahre 2001 auf dem Monte Verità in Ascone, deren Ergebnis der vorliegende Band ist.

„Was ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft?“ lautet der Titel des den Band einleitenden Beitrages von *Hanspeter Ortner* und *Horst Sitta* und zieht sich als roter Faden durch das gesamte Buch. Die Herausgeber des Bandes, *Angelika Linke*, *Hanspeter Ortner* und *Paul R. Portmann-Tselikas* benennen als Ausgangspunkt die von Horst Sitta angesprochene „Gretchen-Frage nach dem Verhältnis der Sprachwissenschaft zur kommunikativen Praxis und zu Anwendungsbereichen wie Sprachkritik und Sprachdidaktik“. Dabei spiegelt der Band ausgehend von den zwei Möglichkeiten, sich entweder für die reine „Sprache hinter dem Sprechen“ zu interessieren oder als Gegenstand der Sprachwissenschaft „die konkreten *kommunikativen Prak-*

tiken“ (also die Performanz „in der medialen Form der Mündlichkeit wie der Schriftlichkeit“) zu betrachten, ein klares Bekenntnis zur zweiten Sichtweise wider (vgl. Linke/Ortner/Portmann-Tselikas S. XI). So formulieren die Herausgeber in der Einleitung als Ziel „die Performanz als den Ort der Selbstkonstitution von Sprache zentral zu setzen“ (S. XIV).

Nach dem Vorherrschen der verschiedenen *langue*- und Kompetenz-zentrierten Richtungen des Strukturalismus im 20. Jahrhundert wird hier also eine Performanz-Zentrierung zum ersten Mal in so breitem Umfang (mit 22 sowohl ‚top down‘- als auch ‚bottom up‘-perspektivierten Beiträgen auf 488 Seiten) zum Gegenstand sprachtheoretischer, eben „gegenstandskonstituierender“ Überlegungen gemacht. Während vor allem seit der sogenannten „pragmatischen Wende“ in den 60er Jahren sich durchaus einige linguistische Forschungsrichtungen mit ihren jeweils spezifischen Schwerpunktsetzungen für einen Teilbereich der „kommunikativen Praxis“ interessiert haben (und sich dabei häufig einem Rechtfertigungszwang gegenüber dem *Mainstream* ausgesetzt sahen), macht vorliegender Band nun also endlich den Ausgang von der Performanz „salonfähig“, indem er – trotz der Heterogenität der einzelnen Beiträge – diesbezüglich einen klaren Konsens widerspiegelt. Aber wie lässt sich eine „Linguistik der sprachlichen Praxis“

konstituieren? Vorliegender Band ergibt diesbezüglich (noch?) kein homogenes Bild. Dies ist auch nicht verwunderlich, weil das Bekenntnis zur „sprachlichen Praxis“ ja die Hinwendung zu den vielfältigsten Aspekten ermöglicht. Denn was ist „sprachliche“ oder „kommunikative Praxis“ bzw. wie kann die Linguistik diese Perspektive in angemessener Weise ausarbeiten?

Im *ersten* Teil des Bandes („Mehr als Sprache ... eine Annäherung“, vertreten durch den bereits erwähnten Beitrag von Ortner/Sitta und „Gegenstandskonstituierung – top down“ mit neun Beiträgen) werden unterschiedliche Wege zur „Annäherung“ an die „Gegenstandskonstituierung“ gegangen. Der Beitrag von Ortner/Sitta bildet quasi die Grundlage, indem er zu einer Debatte „über das Design einer künftigen Sprachwissenschaft“ (S. 3) anregt und Diskussionspunkte und Perspektiven aufzeigt; viele der weiteren Beiträge beziehen sich auf diese Anregungen. Während die Beiträge von *Peter Auer* und *Susanne Günthner* Begründungen für die Notwendigkeit einer Hinwendung zur sprachlichen Praxis bieten, beschäftigen sich *Fritz Hermanns*, *Dieter Cherubim* und *Konrad Ehlich* mit Teilaspekten der Linguistik der sprachlichen Praxis (Hermeneutik, Sprache als historischer Gegenstand sowie Verhältnis der Sprachwissenschaft zu Literatur und Literaturwissenschaft). *Ludwig Jäger* zeigt ausgehend von der Gegenüberstellung der anthropologischen Sprachkonzeption des 19. Jahrhunderts (am Beispiel von Humboldt) und der naturwissenschaftlich orientierten Sprach-

idee des 20. Jahrhunderts (am Beispiel von Chomsky) „Szenarien der dritten Option“ auf.

Die programmatische Hinwendung zur Performanz des Bandes bedeutet natürlich nicht, dass der Kompetenzbegriff aus der „Linguistik der sprachlichen Praxis“ auszuschließen sei. Vielmehr geht es – in Abgrenzung zur Kompetenzzentriertheit des Mainstream des 20. Jahrhunderts – um eine Ausdifferenzierung verschiedener, aus der Performanz zu abstrahierender Kompetenzen. So beschäftigen sich mit spezifischen Kompetenzbereichen die Beiträge von *Rudi Keller* und *Helmut Feilke*: Rudi Keller postuliert eine „semiotische Kompetenz“ davon ausgehend, „dass Kommunikation nicht die Existenz von Zeichen voraussetzt, jedoch die Fähigkeit, Dinge oder Ereignisse als Zeichen zu nutzen und als solche zu interpretieren“ (S. 170). Gegenstand von Helmut Feilkes Beitrag ist eine auf seinen Konzepten der ‚Common-Sense Kompetenz‘ und ‚idiomatischer Prägung‘ aufbauende ‚idiomatische Textkompetenz‘ (diesen Terminus haben wir zur Zusammenfassung gebildet, D.C. und M.H.). *Clemens Knobloch* schließlich zeigt Schwierigkeiten der Beschreibung der Realität der sprachlichen Kommunikation durch die Linguistik auf, die sich aus der Blickrichtung der Linguistik „vom Ende zum Anfang“ ergeben.

Aus naheliegenden Gründen können wir nicht auf alle Beiträge näher eingehen. Wir möchten deshalb nur zwei – für unsere Leser hoffentlich interessante – Anregungen des als Diskussionsgrundlage gedachten Beitrages von

Hanspeter Ortner und Horst Sitta kurz aufgreifen.

Hanspeter Ortner und Horst Sitta gehen davon aus, dass sich die Sprachwissenschaft zu sehr von der Öffentlichkeit entfernt und deshalb derzeit auch ein „Imageproblem“ hat. Sie konstatieren eine „Bringschuld“: „Ein Fach, das sich nicht an den Fragen und Bedürfnissen einer außerfachlichen Öffentlichkeit orientiert, läuft Gefahr, nur noch Fragen zu beantworten und Bedürfnisse zu erfüllen, die aus dem Fach selbst kommen.“ (S. 11) Viele der Autoren des Bandes greifen diese Mahnung auf (bspw. Peter Auer, der mit ‚realistischer Sprachwissenschaft‘ eine Sprachwissenschaft meint, „die Anschlussstellen für außerlinguistische Interessen bieten kann“, S. 177). Lediglich Clemens Knobloch warnt vor einer unreflektierten Orientierung an außerfachlichen Interessen: „Wer [...] von einer ‚Bringschuld‘ der Sprachwissenschaft gegenüber der Öffentlichkeit spricht, der macht überdies einen Kategorienfehler: Er setzt die ‚Öffentlichkeit‘ als einen Raum von *per se* legitimen Erwartungen.“ (S. 102) Knobloch präzisiert: „Man sollte vielmehr von (praktischen) Resonanzfeldern sprechen, in denen das ‚Image‘ eines Faches öffentlich produziert und verhandelt wird.“ (ebd.)

Ortner/Sitta sehen den Schlüssel zur Überwindung des angekratzten Verhältnisses von Linguistik und Öffentlichkeit offenbar in einer Hinwendung zu einer Sprachwissenschaft als Wissenschaft von sprachlichem Verhalten, als linguistische Anthropologie. Ortner/Sitta gehen dabei von

einer Kritik an der bisherigen Minimalsemasiologie aus und betonen, dass es ja der Mensch sei, der aus kleineren Einheiten größere Einheiten macht, „indem er Bezüge zu seinem Wissen und zu seiner Welt herstellt“ (S. 18). Auch diese Anregung wird von einzelnen Autoren des Bandes aufgegriffen; so stellt bspw. *Susanne Günthner* „Ansätze einer Anthropologischen Linguistik“ vor, wobei sie darunter offenbar eine an der kommunikativen Praxis orientierte Linguistik versteht. Auch hier warnt Clemens Knobloch: Den Anspruch, die Leistung von Sprache in ihrer Beteiligung an allen Aktivitäten des Individuums und der Gesellschaft nachzuzeichnen, können wir nicht einlösen, „weil er die gegenstrebige *Reduktion*, die an der Wiege jeder ‚Wissenschaft‘ steht, einfach ignoriert.“ (S. 104) Knobloch schlägt deshalb eine realistischere ‚Axiomatik‘ vor: „[...] eine grundsätzliche Klärung des Verhältnisses zwischen den (naturgemäß reduktiven) gegenstandskonstitutiven Begriffen der Linguistik und den historisch hochvariablen Realitäten der sprachlichen Kommunikation.“ (S. 105) Eine solche Klärung ist dringend geboten, denn die „sprachliche Kommunikation baut Verweisungsräume auf, um uns in ihnen zu orientieren. Die Linguistik baut Verweisungsräume ab, um uns im sprachlichen Zeichensystem zu orientieren. Das sind auf weite Strecken gegensätzliche Ziele.“ (S. 118)

Im zweiten Teil des Bandes wird nach der Gegenstandskonturierung in „bottom up“-Manier gefahndet. Während im top-down-Teil aus theo-

retischer Perspektive die „sprachliche Praxis“ reflektiert wurde, bearbeiten die Autoren des zweiten Teiles einzelne Bereiche der sprachlichen Praxis und erörtern aus dieser Perspektive die Gegenstandsfrage.

Viele Autoren knüpfen an Ortner/Sittas These der „Bringschuld“ an: Die Sprachwissenschaft muss sich Öffentlichkeit schaffen, wobei diese Öffentlichkeit keine in sich homogene soziale Gruppe darstellt, sondern benachbarte Fachkollegen bis linguistische Laien umfasst (*Antos*, S. 474, 478). Die Absicht, Linguistik aus ihrer Praxisferne aus- und dadurch in die Öffentlichkeit einzuführen, kann somit als zweiter Teil des eingangs erwähnten roten Fadens angesehen werden. Denn die einzelnen Beiträge, wie heterogen auch immer, heben alle darauf ab, Möglichkeiten zur Umsetzung des „hohen Ziels“ darzustellen.

Als idealer Auftakt erweisen sich die Überlegungen Kämpers zu der Frage, wie Sprachgeschichte – und Linguistik überhaupt – durch linguistische Diskursanalyse und Mentalitätsgeschichte in die Superdisziplin „Kulturwissenschaft“ einzubinden ist. Durch die Auffassung von Sprachwissenschaft als einer „Kulturwissenschaft, die sich mit der Beschreibung von Sprache als Form sozialen kulturellen Handelns beschäftigt“ (S. 250), ist nämlich ein allgemeiner Rahmen für die nachfolgenden Beiträge gegeben. Im Zusammenhang mit dem (Mentalitäts) Geschichtsgedanken fordert *Jörg Kilian* die Berücksichtigung des Denkens und Fühlens der „Mitlebenden“, wodurch eine wissenschaftlich begrün-

dete kritische Semantik des „Treffender-Sagens“ möglich sein könnte (S. 272f).

Wenn auch auf verschiedene Art und Weise, aber ebenfalls wissenschaftlich fundiert, möchten die Beitragenden im Subkapitel zur Sprachkritik („Stilfragen – Sprachkritik – Normdiskussion“) „ihre“ Wissenschaft wissen. Als älteste Formen kritischer Annäherung an Sprache bilden Rhetorik und Stilistik das Thema des Beitrags von *Andreas Gardt*. Die rhetorisch-stilistische Gestaltung von Sprache „wird hier [...] als ein nicht hintergegbares Handeln mit und in Sprache verstanden“ (S. 385), während dessen man die Wirklichkeit für sich via Sprache konstruiert. Daraus folgt ein Verständnis von Rhetorik und Stilistik als pragmatische Disziplinen, die die Aufgabe haben, das sprachliche „Sich-Bewegen in der Welt“ (S. 397) und die sprachliche Gestaltung von Wirklichkeit zu untersuchen.

Bei Sprachkritik im modernsten Sinne, so *Schiewe* (S. 412), komme es auf die Formulierung und nicht auf die Durchsetzung von Sprachnormen als Alternativen an. Dementsprechend fordert er eine Aufgabenteilung zwischen Sprachkritik und Linguistik, nach der erstere über die Umsetzung außersprachlicher Normen in sprachliche Gebrauchsnormen Aussagen macht, während letztere dann diese Aussagen bewertet. In Anlehnung an die Grice'schen Konversationsmaximen bindet *Rainer Wimmer* die „die Alltagskritik von Sprecher/innen an normativem Sprachgebrauch“ (S. 429) mit linguistischen Mitteln fortsetzende

Sprachnormenkritik in den allgemeinen Rahmen einer kommunikativen Ethik ein. In einem etwas scharfen Ton setzt sich *Götz Beck* für ein Umdenken in der Beurteilung von Sprachkritik und -pflege ein, indem er dafür plädiert, dass – ausgehend vom gemeinsamen Nenner „Sprachwissenschaft = Kulturwissenschaft“ – sich Sprachwissenschaftler und Sprachlehrer ihrer (auch sprachlichen) Erziehungspflicht nicht entziehen sollten.

Neben linguistisch begründeter Sprachkritik bietet sich Sprachdidaktik als eine weitere mögliche Kandidatin in der praxisnahen Erweiterung des linguistischen Aufgabenfeldes an. *Bremerich-Vos* zeigt am Beispiel der Kürzungs- und Schärfungsschreibung, dass eine erfolgreiche Didaktisierung linguistischer Erkenntnisse bei weitem nicht naheliegend ist. Didaktik braucht Emanzipation und sollte sich von der Mainstreamlinguistik loslösend an der empirisch ausgerichteten Pädagogischen Psychologie orientieren. Um ihr Verhältnis zur Didaktik nicht zu verlieren, muss Linguistik auf der anderen Seite in der bereits erwähnten Richtung „kulturwissenschaftliche Wende“ (S. 301) denken. Diese Auffassung von Sprache als soziokulturellem Phänomen und somit als Verhaltensmedium muss nach *Hanspeter Ortner* auch in der Schreibberatung mit berücksichtigt werden. Linguistik müsste dabei klären, wie durch Sprache als Medium Wissen gewonnen und bei Textproduktion gestaltet wird, wobei wiederum die Psychologie Hilfe leisten kann. *Ann Peyer* zeigt in beeindruckender Weise, dass nicht nur benachbarte Disziplinen,

sondern auch die Auseinandersetzung von Laien mit Sprache („Language Awareness“) in die linguistische und didaktische Analyse mit einbezogen werden kann und sollte. Somit wäre eigentlich die von Antos (und den anderen Beitragenden) geforderte Öffentlichkeit im weitesten Sinne geschaffen. Dass noch weiter gegangen werden kann über die Grenzen der Schule hinaus bis zum Berufsleben, zeigt der Beitrag *Wolfgang Boettchers*, in dem er u.a. darstellt, wie über grammatische Strukturen „unter der Perspektive interaktioneller Ressourcen für soziale Interaktion“ (S. 378) nachgedacht werden kann und welche positiven Konsequenzen dies in der Gesprächsforschung, -beratung und -fortbildung haben könnte. Wenn man zu den in dieser Rezension dargestellten beiden Feldern „Sprachdidaktik“ und „-kritik“ die Literaturwissenschaft, ganz konkret die linguistisch geprägte faszinierende Analyse der Morgenstern'schen Monatsnamen bei *Helmut Henne* hinzunimmt, so stehen u.E. die wissenschaftspraktischen Perspektiven einer zukünftigen Linguistik gar nicht so schlecht.

Welchen Platz die Linguistik in der Superdisziplin Kulturwissenschaft hat und wie ihr Verhältnis zu den anderen „Teilnehmern“ aussieht, d.h. was ihr Gegenstand ist, darauf gibt das vorliegende Buch ein heterogenes Antwortpaket, das etliche Möglichkeiten enthält. Im Wesentlichen geht es hier um zweierlei: Einerseits möchten bisher vernachlässigte, jetzt mit linguistischem Theorie- und Methodenapparat gestärkte Forschungsfelder (Sprach-

kritik und Didaktik) ihren Weg in die Sprachwissenschaft finden, andererseits präsentieren manche Beiträge viel versprechende Alternativen zu der (eigentlich schon seit langem) mit Recht geforderten Integrierung der Linguistik in die Sozial- und Kulturwissenschaften. Auch der Beitrag von Antos, der wohl als Abrundung gedacht ist, kann als eine mögliche Alternative angesehen werden (Linguistik als „Transferwissenschaft“, die sich auf Wissenskommunikation konzentriert), nicht jedoch als eine integrierende Zusammenfassung der aufgezeigten Pfade.

Dass die Sprachwissenschaft in einem kulturwissenschaftlichen Rahmen ihren Platz hat und dass dadurch eine reflektierte Annäherung

an die „praktischen Resonanzfelder“ möglich werden könnte, darüber sind sich die Autoren des Bandes einig. Offen steht jedoch, wie ein der Linguistik zu Grunde liegendes allgemeines soziokulturelles Konzept auszusehen hat und wie die reduktive Vorgehensweise der Sprachwissenschaft bei der Theoriebildung (vgl. Knobloch, 105) mit der vielfältigen Sprachrealität, die es ja zu beschreiben gilt, in Einklang zu bringen ist. Die Beantwortung dieser Fragen ist wahrscheinlich noch Zukunftsmusik, die zu spielen sich aber äußerst lohnen würde.

Dániel Czicza – Mathilde Hennig
(Szeged)

Lobenstein-Reichmann, Anja; Reichmann, Oskar (Hg.): Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen. Tübingen: Niemeyer, 2003. 276 S.

Der Sammelband enthält die 13 Beiträge der Heidelberger Tagung Anfang 2001 und den Artikel von N. Cartagena über den Bedarf einer neuen historischen Grammatik des Spanischen.

Im Vorwort referiert *Oskar Reichmann* die sich ändernde Lage der Grammatikschreibung, die eine neue Generation der „Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte“ – nach teilweise oder völlig neuen Konzeptionen bearbeitet bzw. erarbeitet – erforderlich macht. Er detailliert die 13 Problemgruppen der Tagung: Das Corpusproblem (1 und 2), Gewichtung der Sprachränge (3), inhalts- o. aus-

drucksbezogene Beschreibung (4), das Varietätenproblem (5), Sprachkontakt (6), Ergebnis- o. Problemgrammatik (7), Literarizität (8), Pragmatik (9), Synchronie-Diachronie-Frage (10, 11), Zusammenarbeit (12), das Lehr- und Forschungsproblem (13). Die Beiträge sind in thematischer Hinsicht in zwei Gruppen einzuteilen: Die ersten vier sind eher allgemein-theoretischer Natur, die folgenden sind konkret-praktisch orientiert und fokussieren einzelne Sprachstufen bzw. Einzelphänomene.

Der Frage, ob historische und gegenwartsbezogene Grammatiken auf eine neue gemeinsame theoretische Grund-

lage zu bringen sind, geht *V. Ágel* im ersten Beitrag nach. Ausgehend von der theoretischen Diagnose, dass die Linguistik mit zwei Erben (dem skriptizistischen und dem synchronizistischen) belastet ist, gelangt er zur „Formulierung einiger Prinzipien der (dynamischen) Grammatik“ (S. 2). In Anlehnung an kognitionswissenschaftliche und linguistische Ansätze, von der Opposition oralen und literalen Denkens ausgehend, führt *Ágel* seine neun (provisorischen) Prinzipien aus, und fordert, dass der neue „dynamische begriffliche Apparat für die Beschreibung des Nach-, Neben-, Über-, und Miteinanders kontext- und symbolgrammatischer Strukturierungen geeignet sein muss“ (S. 40).

In den nächsten zwei Beiträgen geht es um die typologische Sicht auf Sprachstufengrammatiken. *T. Roelcke* geht von der Forderung eines wechselseitigen Verhältnisses zwischen Sprachtypologie und historischer Grammatikforschung aus, woraus eine typologische Sprachstufengrammatik resultiert. Die Vorteile einer Kooperation verdeutlicht er an konkreten Beispielen. Er betont die Möglichkeit „eines systematischen Vergleichs unterschiedlicher Entwicklungen“ (S. 56). *G. Zifonun* hebt in erster Linie ihre Anforderungen als gegenwartsbezogen und kontrastiv-typologisch arbeitende Grammatikerin gegenüber der historischen Grammatik hervor, und wie *Roelcke* gibt sie die gegenseitige Abhängigkeit beider Domänen zu. Ihre Hauptanliegen sind die Vergleichbarkeit der Phänomene historischer Sprachstufen und des Gegenwartsdeutschen, die

Ermittelbarkeit einer diachronen Linie und die Integration sprachtypologischer Parametrisierungen. Sie zeigt am Beispiel des Relativsatzes, „wieweit die bisher vorliegenden Sprachstufengrammatiken der Vergleichbarkeitsforderung genügen“ (S. 67) und wie die oben genannte Parametrisierung aussehen kann. (Mit dem Anspruch der Vergleichbarkeit argumentiert u.a. *H.-P. Prell*, S. 241.)

Im Gegensatz zu der vorangehenden Arbeit fokussiert *V. M. Pavlov* die Darlegung der Entwicklung der Substantivdeklinations im Deutschen, weshalb seine allgemein-theoretischen Überlegungen indirekt aus der Analyse zu ermitteln sind.

Die meisten der weiteren neun Beiträge beziehen sich auf jeweils eine Sprachstufe. Sie reflektieren teilweise die Problemstellung *Reichmanns* anhand spezifischer Probleme, besonders das Corpusproblem (1 und 2), die Synchronie-Diachronie-Frage (10), (11), das Lehr- und Forschungsproblem (13); dazu kommen die Tradition und die Fragen, die aus den Spezifika des Gegenstands resultieren. Die Anordnung der Beiträge ergibt sich aus der Abfolge der Sprachabschnitte. Ergänzend zu den germanistischen Arbeiten beschäftigt sich *N. Cartagena* im letzten Artikel des Bandes mit ähnlichen Fragen der historischen Grammatikschreibung des Spanischen.

In *F. Heidermanns'* Beitrag folgen nach kurzer Darstellung der Publikationsgeschichte der Gotischen Grammatik die Elemente einer Neukonzeption zu der 20. Auflage: Er schildert detailliert die formalen Aufgabenstellungen

und die inhaltlichen Anforderungen der Aktualisierung. Den diachronen Angaben soll z.B. in Anmerkungen Genüge getan werden, allerdings erst in der 21. Auflage.

Wie man ein Corpus aus Handschriften handhaben kann, ist dem Beitrag von *H. Fix* (Neubearbeiter der Altnordischen Grammatik) zu entnehmen. Er plädiert für das erneute Zurückgreifen auf die Quellen und schließt mit der Analyse von zwei altisländischen Sprachphänomenen.

Der nächste Beitrag ist der Althochdeutschen Grammatik gewidmet. *I. Reiffenstein* behält das Konzept der Grammatik von Wilhelm Braune für die Neubearbeitung im Wesentlichen bei. Er würde zwar gerne die Darstellung der neuesten Forschungsergebnisse mit der ursprünglichen Zielsetzung eines Studienbuches vereinigen, räumt aber ein, dass das innerhalb einer Grammatik nicht möglich ist. (Mit ähnlichen Problemen sehen sich auch laut Knapps Beitrag die Bearbeiter der Mittelhochdeutschen Grammatik konfrontiert.) Am Ende des Artikels steht eine Synopse der ersten Paragraphen von Braune und der Neubearbeitung.

Die Erweiterung der Althochdeutschen Grammatik um einen Syntaxteil knüpft den Beitrag von *R. Schrod*t „Die Aporie der Deskription: Synchronie und Diachronie in der althochdeutschen Syntax“ an den vorangehenden. Er argumentiert dagegen, historische Grammatiken darauf zu reduzieren, vorhandene Datensammlungen auszuwerten und zu erklären: Eine Theorie ist bereits bei der Deskription von Nöten. Anhand althochdeutscher

Phänomene zeigt er, wie dies bewerkstelligt werden kann, ohne zu viele Termini heranzuziehen.

Im folgenden Beitrag teilt *H. Tiefenbach* dem Leser seine „Gedanken zur Bearbeitung einer Grammatik des Altsächsischen“ mit. Indem er sich mit den Vorgängern auseinandersetzt, reflektiert er die Vorentscheidungen seiner Arbeit. Diesen schließen sich offene Fragen, wie die zeitliche Abgrenzung seiner Periode, an. (Siehe dazu noch z.B. den Beitrag von *Wegera*, S. 231.) Er hebt die Berücksichtigung von Eigennamen als Ausgangspunkt für die Bereiche Phonologie und Graphematik hervor und regt an, die Erkenntnisse anderer Disziplinen, wie etwa Quellenkritik und Paläographie, zu Rate zu ziehen.

Im nächsten Beitrag äußert *F. P. Knapp* seine Anforderungen als Editionsphilologe und Literaturwissenschaftler an die neue Mittelhochdeutsche Grammatik. Dies geschieht in erster Linie in Auseinandersetzung mit einem Artikel von *Wegera*, der die Pläne der Neubearbeitung der Paulschen Grammatik behandelt. *Knapp* umreißt beizubehaltende und ergänzungsbedürftige Aspekte der Paulschen Grammatik und plädiert für ein Nachschlagewerk, das im Großen und Ganzen dem alten Konzept folgt.

Der kurze Artikel von *K.-P. Wegera* enthält allgemein-theoretische Überlegungen die Prinzipien der „Grammatiken zu Sprachabschnitten“ betreffend, wobei er auf spezielle Probleme des Mittelhochdeutschen Bezug nimmt. Demnach könnte der Beitrag innerhalb des Bandes auch weiter vorne ange-

siedelt sein, denn er steht in konzeptueller Spannung etwa zu F Heidermanns Studie. Um der Anforderung zu entsprechen, die Sprachrealität einer historischen Sprachstufe wenigstens ansatzweise wiederzugeben, expliziert Wegera die eigenen Prinzipien. Als Ausgangspunkt dient die Corpuserstellung, die aufgrund eines Vorwissens über die Variabilität und die Veränderungen der gegebenen Sprache strukturiert ist. Auf Auswertungsprinzipien baut er seine Darstellungsprinzipien auf: Der Sprachwandel und die textsortenspezifische und regionale Variabilität sind (im Gegensatz zur Meinung anderer Beitragender) nicht nur am Rande zu behandeln. Somit wird die Grammatik nach Wegera eine Konstruktion, die der Sprachwirklichkeit mehr entspricht als die früheren.

In der nächsten Arbeit geht es um „Typologische Aspekte der mittelhochdeutschen Prosasyntax“. *H.-P. Prell* zeigt nach einigen einführenden Reflexionen, dass ein wichtiger Bereich der Syntax des Mittelhochdeutschen bis jetzt nicht genügend behandelt worden

ist: die Wort- und Satzgliedstellung. Er analysiert die Struktur des Elementarsatzes und der Nominalphrase an einem Prosacorpus und kommt damit zu anderen Ergebnissen als die auf Verssprache bauenden Analysen.

Die meisten im Vorwort erwähnten Probleme werden in den Artikeln (wenigstens implizit) angesprochen. So kommen neben den bereits weiter oben aufgeführten Fragen die Problemgruppen 3 z.B. bei Knapp und Wegera, 5 bei Tiefenbach, Wegera und marginal bei Reiffenstein, 6 bei Tiefenbach und 8 bei Knapp vor. Eine Lösung erfolgt aber meist, wenn überhaupt, lediglich innerhalb des eigenen Bereichs.

Eine gewisse Heterogenität der Beiträge ist nicht überraschend. Dadurch gewinnt man jedoch neben den zu beherzigenden allgemeinen grammatikographischen und grammatiktheoretischen Ansätzen auch einen Einblick in die verschiedenen grammatikpraktischen Fragen.

Eszter Zoka (Szeged)

Mitterbauer, Helga: Die Netzwerke des Franz Blei. Kulturvermittlung im frühen 20. Jahrhundert. Tübingen, Basel: Francke, 2003. 165 S.

Einer der bedeutendsten Gewinne der kulturwissenschaftlich orientierten Annäherung an Literatur ist, dass durch sie solche Gestalten des literarischen Lebens ins Gesichtsfeld gerückt werden, deren literarische Texte zwar weniger Interesse hervorriefen, die aber durch ihre organisierende Tätigkeit im Kul-

turbetrieb eine zentrale Position einnahmen. Ihre Wirksamkeit erschöpft sich nämlich nicht darin, dass sie durch die Förderung wichtiger Autoren den literarischen Kanon mitbestimmten. Da aus kulturwissenschaftlicher Perspektive die Rolle des Autors erneut betont wird, das heißt, der Autor als Instanz



der Textorganisation betrachtet wird, allerdings mit dem Vorbehalt, dass er seinerseits durch den historischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontext geprägt ist, wird den Kulturvermittlerfiguren besondere Bedeutung zugemessen. Als Verleger, als Herausgeber von Zeitschriften, als Übersetzer oder Verlagslektoren vermitteln sie nämlich zwischen den verschiedenen Autoren, bzw. zwischen Autor und Publikum, und gestalten solcherart auch das kulturelle Milieu, in dem der Autor lebt, mit. In dieser indirekten Form oder eben unmittelbar hinterlässt ihre Tätigkeit ihre Spur auch in den Texten der zeitgenössischen Autoren.

Helga Mitterbauers Buch beschäftigt sich eben mit einem jener Kulturvermittler, die das kulturelle Milieu der Jahrhundertwende in großem Maße geformt haben: mit dem Zeitschriftenherausgeber, Kritiker und Übersetzer Franz Blei. Ihre Arbeit entstand im Rahmen jenes Projekts, das innerhalb des Grazer Spezialforschungsbereichs „Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900“ läuft und in deren Mittelpunkt zur Zeit Franz Bleis Tätigkeit steht. Die Darstellung der Vermittlungsleistung von Blei trägt Wesentliches dazu bei, Prozesse in einem komplexen kulturellen System, wie dem heutigen zu beschreiben.

Die neue Teildisziplin, die zur systematischen Erforschung der Prozesse der Kulturvermittlung herausgearbeitet wurde, ist die so genannte Kulturtransferanalyse. Da sie einen relativ jungen und daher noch weniger bekannten kulturwissenschaftlichen Ansatz darstellt, schickt die Autorin ihren kulturhisto-

rischen Analysen einen kürzeren methodisch-theoretischen Teil voraus. Sie definiert hier Kulturvermittlung „als die Summe jener Handlungen, die den dynamischen Prozess des wechselseitigen Austauschs von kulturellen Elementen zwischen verschiedenen Gruppen und Strömungen in Gang bringt und fördert“ (S. 3). Dabei betont sie, dass die Kulturtransferforschung sowohl inter- als auch intrakulturelle Wechselbeziehungen mit einbezieht, die Reziprozität einschließt und den Blick auf die Prozessualität des Phänomens lenkt. Somit grenzt sie sich von älteren Analysemodellen, wie der Einflussgeschichte oder der Rezeptionsästhetik, ab die nur Ergebnisse der Prozesse, nicht aber ihren Verlauf behandelten. In ihre Ausführungen bezieht sie die Ergebnisse der neuen Disziplin mit zahlreichen Hinweisen ein und gibt damit einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand.

Mitterbauers Buch ist nach den in der Einleitung beschriebenen Gesichtspunkten der Kulturtransferanalyse gegliedert. Die ersten zwei Kapitel befassen sich mit jenem Bereich von Bleis Vermittlungstätigkeit, auf die zeitgenössischen Autoren gerichtet war, und umfasst seine inter- und intrakulturellen Transferleistungen. Das dritte Kapitel beschäftigt sich kurz mit Blei als Vermittler älterer kanonisierter Literatur. Das Thema des letzten Kapitels scheint sich auf den ersten Blick dem Gesamtkonzept nicht zu fügen, da die Autorin hier den Bereich der Transferforschung verlässt und Bleis Ansichten über Erotik, Politik und Religion zusammenfasst. Dies tut sie aber mit

einer Akzentsetzung, durch die nicht bloß eine Weltansicht in ihrer Statik dargestellt wird, sondern darüber hinaus auch ihre kulturpolitische Wirkung betont.

Im ersten Kapitel behandelt Mitterbauer Bleis internationale Transferleistungen. Diese waren zum Teil einseitig, wie zum Beispiel im Fall des englischen Dichters Oscar Wilde, wo eine Wechselbeziehung zwischen den Autoren ausgeschlossen ist. Die bedeutendste Tätigkeit Bleis in diesem Zusammenhang war wohl die Ausgabe des Sammelbandes „In memoriam Oscar Wilde“ im Jahre 1904, der die Wilde-Rezeption im deutschsprachigen Raum wesentlich beeinflusste. Aus Bleis Übersetzertätigkeit hebt Mitterbauer die Übersetzung der Komödie „Bunbury“ hervor. Deren Wichtigkeit bestand darin, dass die Komödie ab 1903 nur in einer Übersetzung zur Verfügung stand, die das Stück ungenießbar machte und daher die Aufnahme Wildes beim Publikum negativ beeinflusste. Bleis Bearbeitung transformiert diesen „schwerfälligen Lesetext in einen eleganten Bühnentext“ (S. 21), der nachher auf vielen Bühnen erfolgreich aufgeführt wurde. Neben der Herausgeber- und Übersetzertätigkeit geht Mitterbauer kurz darauf ein, welche Wirkung Wildes Dandytum auf Blei ausübte und stellt Bleis Modell vom Leben als ethnischen Spiel dar, das er in Anlehnung an Wilde entwickelte.

Dieser internationalen Transferleistung gegenüber charakterisiert Bleis Beziehung zur französischen Literatur, vor allem zu André Gide, die „Reziprozität“ (S. 4), der Mitterbauer demge-

mäß eine längere Passage widmet. Wahrscheinlich trug auch Bleis besondere Affinität zur französischen Literatur dazu bei, dass sich zwischen Blei und Gide ein regelrechtes Informationsnetzwerk herausgebildet hat, in dem die Autoren einander über kulturelle Ereignisse ständig auf dem Laufenden hielten, so, dass sie sozusagen Vermittler für den Vermittler waren. Der Kontakt fing 1901 mit der Übersetzung Gides „Le Prométhée mal enchainé“ an und erreichte seinen Höhepunkt 1909 mit Bleis Plänen zur Gründung eines gemeinsamen deutsch-französischen Verlags. Zwar konnte der Plan nicht verwirklicht werden, Bleis Konzeption ging aber nicht verloren, da er von den vorgesehenen französischen Mitarbeitern in Paris in den „Éditions de La Nouvelle Revue Française“ umgesetzt wurde.

Neben der Darstellung der konkreten Zusammenarbeit geht die Autorin auf den Transfer von Argumentationsstrukturen ein. Während Gide Argumentationsmuster aus Bleis Studie „Der unbekannte Chopin“ in seinen Chopin-Aufsatz übernimmt, greift Blei seinerseits Argumentationsmuster von Gides „De L'Évolution du théâtre“ auf. Diese Übernahme kann nach der Autorin auf die Gemeinsamkeiten des Kulturbegriffs der beiden zurückgeführt werden.

Nach der Darstellung der interkulturellen Vermittlungstätigkeit behandelt Mitterbauer im zweiten Kapitel ihres Buches Bleis intrakulturelle Leistungen, wobei sie auf die Förderung und den sonstigen Kontakt mit Robert Musil, dem Prager Kreis, Franz Kafka, Franz Werfel und nicht zuletzt dem Vermittler

Max Brod eingeht. Am ausführlichsten beschäftigt sie sich mit der Beziehung zu Musil, die insoweit die vielseitigste war, als Blei sowohl Förderer als auch Vermittler und Freund Musils war. Darüber hinaus teilten die beiden gemeinsame Ansichten über die Funktion der Literatur in der modernen Zeit sowie ein gemeinsames Dichterbild. Der Kontakt zwischen ihnen begann mit der Rezension von Musils Roman „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“, den Blei als einen wichtigen Text des Wiener Ästhetizismus ansieht. Zu dieser Linie gehören seiner Meinung nach auch die Erzählungen „Vereinigungen“, von denen eine frühe Fassung 1908 in Bleis Zeitschrift „Hyperion“ erschien. Auch weitere Texte Musils erschienen regelmäßig in den von Blei herausgegebenen Zeitschriften neben dem „Hyperion“ in „Der lose Vogel“ und in „Summa“. Auch Bleis bekanntestes Werk, „Das große Bestiarium der modernen Literatur“, enthält Texte von Musil.

Im dritten Kapitel wird Blei als Vermittler älterer kanonisierter Literatur vorgestellt. Unter „früher“ soll hier die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts verstanden werden, das nach Mitterbauer für Blei „den Beginn der Moderne markiert und in dem er zahlreiche Denkfiguren vorgegeben sieht, die um die Jahrhundertwende zentrale Relevanz

erlangen“ (S. 111). Von den Editionen hebt sie die Lenz-Ausgabe hervor, die bis 1987 die Grundlage für die literaturwissenschaftliche Forschung bildete. Neben dieser erwähnt die Autorin noch die bisher ignorierte Tatsache, dass Blei auch die Propyläen-Ausgabe der Werke Goethes und die Horen-Ausgabe der Werke Schillers konzipiert hat. Damit lenkt sie die Aufmerksamkeit auf einen bisher unbeachteten Aspekt von Bleis Vermittlungstätigkeit.

Das letzte Kapitel ihres Buches widmet Mitterbauer Bleis politischen, erotischen und religiösen Ansichten. Hier betont sie Bleis kulturpolitische Bedeutsamkeit: Mit seinen Schriften beabsichtigte er, die zeitgenössische bürgerliche Moral zu bekämpfen, deren Konventionen sich auch in den Zensurbestimmungen offenbarten.

Helga Mitterbauers Buch befriedigt das Interesse des Lesers auf mehreren Gebieten: Es bietet zahlreiche Informationen zur Biographie und zum Werk Franz Bleis, dadurch gibt es gleichzeitig auch einen Überblick über kulturhistorische Prozesse um die Jahrhundertwende und beinhaltet darüber hinaus interessante ideengeschichtliche Informationen. Diese Informationsfülle macht das Buch zu einem lehrreichen Lesestoff.

Márta Horváth (Szeged)

**Müller-Funk, Wolfgang; Plener, Peter; Ruthner, Clemens (Hg.):
Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der
österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen; Basel: Francke,
2002 (Kultur – Herrschaft – Differenz 1). 362 S.**

Ausgangspunkt war das Forschungsprojekt einer kulturwissenschaftlichen Beschreibung des kulturellen Gedächtnisses Mitteleuropas, das Wolfgang Müller-Funk, Peter Plener und Clemens Ruthner unter dem Titel „Herrschaft, ethnische Differenzierung und Literarizität in Österreich-Ungarn 1867-1918“ auf den Weg gebracht haben. Der vorliegende Band dokumentiert nun eine Tagung im Rahmen des Projekts, an der neben Vertreterinnen und Vertretern von Literaturwissenschaften, Geschichtswissenschaft, Politologie und Philosophie auch zwei Autoren beteiligt waren (*István Eörsi* und *Endre Kukorelly*) – schon hieran ist der Wille zur Überschreitung überkommener Grenzen erkennbar. Der Titel fügt sich in eine Vielzahl solcher auf dem Buchmarkt, die zwischen dem fiktiven Erewhon und dem realen Jerusalem „Wiederbesichtigung“ im Titel tragen. Zugleich indiziert er – auch wenn alle Beiträge darin in deutscher Sprache gehalten sind – mehr als nur einen Wechsel der lingua franca zum Anglo-amerikanischen, nämlich eine paradigmatische Ausrichtung am überseeischen Theorieimport: Cultural Studies, New Historicism, vor allem aber (Post)Colonial Studies sollen, wenn es nach den Initiatoren ginge, die Perspektiven vorgeben zu Beantwortung der Frage, inwieweit man in der Habsburger Monarchie einen „symbolischen Prozeß ‚ethnischer Differenzierung‘“

ausmachen könne, „der mit den kulturellen Formatierungen in den großen Kolonialreichen um 1900 vergleichbar wäre.“ (S. V). Oder anders, mit Wolfgang Müller-Funk gefragt: Ob sich – analog zum angelsächsischen Binnenverhältnis, aus dem die dortigen Cultural Studies längst paradigmatisch ein kolonialistisches gemacht hätten – „die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie (und die Habsburger Monarchie vor 1867) nicht als ein *quasi-kolonialer* Herrschaftskomplex begreifen läßt“ (S. 19).

Kultur als ein „Supersystem von Narrativen“ drückt Herrschaft aus, schreibt sie fest und versucht zugleich, sie zu dementieren. Kultur als ein Feld agonaler Symbolisierungsakte von Bedeutung – das ist die explizierte Ausgangsannahme. Darauf basierend, sollen nun Versuche unternommen werden, die Sprachkulturen Österreich-Ungarns je auf ihre Selbst- und Fremdbilder hin zu befragen und „mit Daten aus der Sozialgeschichte und Kultursoziologie zu kontextualisieren (ohne freilich nach dem ‚Wahrheitsgehalt‘ all dieser phantasmatischen Selbst- und Fremdbilder zu fragen): Solchermaßen könnten die Wechselwirkungen von Herrschaft, ethnischer Differenzierung und kultureller Vermittlung faßbar werden.“ (*Clemens Ruthner*, S.103) Literatur, das Leitmedium der europäischen Kulturen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein, soll

den Prüfstein abgeben. Es liegt aber nicht nur an der Fokussierung auf Literatur, dass die Frage nach dem ‚Wahrheitsgehalt‘ so demonstrativ in die Klammer entrückt wird, vielmehr scheint sich hier eine Linie der Imagologie-Forschung auch unter neueren Orientierungen durchzuhalten, die davor zurückscheut, ihre Ergebnisse mit der weitergehenden (oder auch: zurückgehenden) Frage nach den Realitätsanlässen und -folgen zu kontaminieren. Nicht alle sehen das so. Hier sei nur auf die Überlegungen verwiesen, die Jeffrey L. Sammons 1995 am Oberlin College über „The German Image of America“ im Zusammenhang angestellt hat. Im Band selbst findet man das, freilich eher singulär, im Kontext eines sehr aufschlussreichen Beitrags über Pass und ‚Identität‘ in der österreichischen Monarchie als Frage formuliert: „Warum ist so oft vom ‚Traum‘ und so selten von der ‚Wirklichkeit‘ die Rede? Warum spricht man zuerst von ‚Kultur‘, wenn es um Österreich geht und so selten vom Staat?“ (*Hannelore Burger*, S. 63)

Bei all den Wiederaufsuchungen von Kakanien gibt es einen, der immer wieder, mal mehr implizit, mal sehr explizit (wie bei *Irena Samide*, S. 209) als Antiposten herhalten muss: Claudio Magris mit seinen lange umhегten Formulierungen zum „habsburgischen Mythos“. Der wird, sieht man auf eine andere subkutane Spur, nun ersetzt durch Joseph Conrad und sein „Heart of darkness“. Aber, gemacht, so düster geht es in den kakanischen Texten dann doch nicht zu. Es geht nicht den Kongo hinauf, sondern auf ‚Mitteleuropa‘ los

und damit um Differenz und Diversität: „Es ließe sich sogar die Behauptung aufstellen, daß gerade die Differenz (auch der Erinnerungsräume, -formen und -kulturen) das kulturelle Fundament des mitteleuropäischen Raumes darstellt. Mittel-/Zentraleuropa ist nie ein einheitlicher Gedächtnisraum gewesen und ‚Mitteleuropa‘ bis heute eine Chiffre für konkurrierende Erinnerungsräume. Seine Krise(n) – auch als Denken und Handeln im Widerspruch verstanden – stellen (nur scheinbar paradoxerweise) auf einer Metaebene ein verbindendes Element dar.“ (*Peter Plener*, S. 91)

Gerade dort, wo die Konkurrenzen schon zur Habermas’schen „Unübersichtlichkeit“ tendieren könnte, bedarf es einer möglichst klaren Fokussierung. *Klaus R. Scherpe* gibt – geradezu exordial, getragen von der Souveränität seines literarhistorisch gesättigten Theorieverhältnisses – in Auseinandersetzung mit den kurrenten Vorbehalten gegenüber Kulturwissenschaften die Perspektive vor: Sie liegt für ihn grundsätzlich in der Aufmerksamkeit gegenüber Wandlungen und Veränderungen (vgl. S. 7), auf Distinktion der spezifischen Differenz- und Funktionszusammenhänge (vgl. S. 8), kurz, in der Gewissheit, „daß wir mehr lernen durch unser genaues Unterscheidungsvermögen, daß wir Erkenntnisse gewinnen durch das Ausmachen von kulturellen Differenzen, mehr jedenfalls als durch die Beschwörung von Homogenität, Essenz und Immanenz“ (S. 10). Doch ist das keine Lizenz zum letztlich Indifferentismus des „der eine so, der andere so“, gegen das

Scherpe sich ebenso wendet wie gegen eine metaphorische Extension des Text- und Lektürebegriffs. Vielmehr geht es ihm um eine in dieser Hinsicht ‚letzte‘ Differenzbestimmung, um die „Distinktion des literarischen Textes“, die auch nicht vor dem Blick auf „seine Kraft zur Wiederverzauberung oder Re-Auratisierung“ zurückscheut, um die Differenz des literarischen zu anderen Texten. (S. 6)

Dieser Fokussierung auf Literatur nicht bloß als vorrangiges Untersuchungsmaterial, sondern gerade als Erkenntnisziel folgen allerdings nicht allzu viele der Beiträge – zu sehr konfligiert der Ruf zur Distinktion zwischen dem Eigenen und Fremden in der Textur wohl mit dem Auftrag zur Suche nach dem Eigenen und Fremden im Stoff der Texte: Man findet denn doch mehr Aufsätze, in denen Literatur eher als Archivalie im Katalogisierungsprozess der Sammlung von Selbst- und Fremdbildern behandelt wird, zudem allermeist getragen vom milden Blick auf etwas, das ja ‚bloß noch‘ Literatur und überdies ziemlich vergangen sei. Nun mag dies – abgesehen davon, dass selbst wo Zeit- und Raumumstände dazu verlocken möchten, die wissenschaftliche Reflexion vergangener Abgrenzungsborniertheiten schwerlich zu neuen ermuntert – auch daran liegen, dass die Formel vom Eigenen und Fremden zwar sehr kurrent, aber eigentlich terminologisch nicht sonderlich distinkt ist. *Wolfgang Müller-Funk*, der unter dem Titel des Bandes einen grundlegenden Beitrag über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur vorlegt, führt

darin zwar gleich eingangs unter Rekurs auf Hegel die Unterscheidung zwischen Fremdem und Anderem als strikt notwendig ein (S. 15), aber das führt in den meisten der weiteren Beiträge zu keinen sichtbaren Konsequenzen. Meist changiert, was untersucht wird, kommode zwischen fremd und anders. (Zu einer stringenten systematischen Differenzierung siehe jetzt *Andrea Polaschegg: Deutscher Orientalismus im frühen 19. Jahrhundert. Die Regeln der Imagination*, Diss. HU Berlin 2003, S. 36-50.)

Was findet man nun im Band? Neben den schon genannten sind es zunächst einmal eher Grundsatzarbeiten zu Fragen der Konstruktion kollektiver Identitäten in Zentraleuropa (*Moritz Csáky*), zur bürgerlichen Entwicklung in Österreich 1780-1870 (*Waltraud Heindl*), zur Konstruktion von Erinnerung in der k.u.k. Monarchie (*Peter Plener*), zur postkolonialen Lektüre österreichischer und benachbarter Literaturen (*Clemens Ruthner*). In einer Kombination von Grundsätzlichem zum Kolonialismus und exemplarischer Analyse – hier zu Christoph Ransmayrs „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ (1984) und Peter Altenbergs „Ashantee“ (1897) – fragt *Alexander Honold* nach den Spuren von „Welt-Österreich“ – und findet auch in der Gegenwart noch welche: Erdnüsse würden auch heutzutage in Österreich noch Aschanti genannt (S. 120). Man könnte hinzusetzen, dass es zumindest noch unlängst geröstete Erdnüsse in Milkschokolade als „Negerbrot“ gab. Dem folgen Selbst- und Fremdbilder in der ungarischen Literatur: *Gabriella*

Hima zeigt an Dezső Kosztolányi und Gyula Krúdy, dass und wie „Muster des österreichischen Zivillebens“ – wengleich die politische Hegemonie Habsburgs in den kanonisierten Werken der ungarischen Literatur keine Spuren hinterlassen habe – auch in den ungarischen kulturellen Diskurs als „Konsens fremden kulturellen Einflusses“ eindringen (S. 161). *Ursula Reber* bestätigt am Beispiel Heimito von Doderers, was László Tarnói 1996 über „Deutschsprachige Ungarnbilder um 1800“ herausgearbeitet hat – krieglerisch-heroische, unverdorben, schlicht-sittliche, freiheitsliebende und nationalstolze Ungarn gesegnet mit schönen, rassigen Frauen und feurigem Wein: „Inklusive aller enthaltenen Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten erfüllen diese Ungarn alle Anforderungen, die ein von Rousseau und Hegel, aber auch von Karl May geprägter westlicher Leser an ein fremdes Volk stellt, das er bewundern und kultivieren kann“ (S. 181). Das verlockte, weiter zu verfolgen, ob es nicht produktiv zu den Wunschbildern des Anderen gehört, Mehreres und vermeintlich Widersprüchliches zugleich sein zu können – Großstadt und Steppe, Naturgewalt und (bezaubernde) Konventionalität. Interessant ist der britische Blick von *Malcolm Spencer* auf Österreich-Ungarn, der nun nicht angesichts der Metamorphose des „Europa der Erzherzöge zum Europa der Erzdiktatoren“ (S. 188) nicht jene radikale Fixierung auf die Austauschprozesse zeigt, wie sein Kollege Malcolm Bradbury es 1983 im Roman „Rates of Exchange“ getan hat, indem

er für eine Satire auf die Austauschmittel Geld, Sex und Sprache ein fiktives Ostblockland mit der Hauptstadt Slaka als gewissermaßen Heimsuchung des fiktiven Ruritaniens von Anthony Hope („The Prisoner of Zenda“, 1894) durch Orwell erfand: „Located by an at once kind and cruel geography at the influence of many trade routes [...]. Swedes and Medes, Prussians and Russians, asians and Thracians, Tartars and Cassocks, Mortars and Turts, indeed almost every tribe or race specialist in pillage and rape, have been her [...] and left behind their imprint, their customs, their faiths, their architecture.“ Vielmehr konzentriert Spencer sich auf Robert Musils Kakanien. (Nicht zuletzt deshalb ist dieser Beitrag besonders wohlthuend, weil er nicht nur Musils Ironie zum Gegenstand hat, sondern auch der Darstellung jene milde Ironie eignet, die ohnehin das probateste Mittel des Umgangs mit Alterität und Fremdem wäre, wenn ihr Vorkommen – von Natur aus? – nicht so insulär bliebe.) Bemerkenswerte Beobachtungen finden sich dann auch im Blick auf die Publizistik, hier speziell zu Daniel Spitzer und Ludwig Hevesi. (*Amália Kerekes*)

Nach dieser weithin Konzentration auf die Dioskuren Österreich und Ungarn, folgt ein Block mit Beiträgen zu ihrer Umgebung: Der Habsburgmythos aus slowenischer Sicht (*Irena Samide*), Österreichs Einfluß auf das kroatische Theater (*Milka Car*), eine interessante Auseinandersetzung mit dem „Halb-Asien“ von Karl Emil Franzos (*Gesa v. Essen*), zu Galizien, fokussiert über Joseph Roths „das

falsche Gewicht" (*Telse Hartmann*), zu den „österreichischen Ukrainern" (*Larissa Cybenko*), zur Polen- und Ruthenenpolitik aus der Sicht Leopold von Andrians (*Ursula Prutsch*) und zum prekären Verhältnis von Slowaken und Tschechen (*Niklas Perzi*). Abgeschlossen wird der Band durch Versuche der europapolitischen Aktualisierung (*John Neubauer*, *Andreas Pribersky*, *István Eörsi*) und einen sehr interessanten, auf Spuren des sprachlichen Austauschs und denen von Piroshka und Sissy wandelnden Essay von *Béla Rásky*, der, im Schlussteil allerdings etwas verloren wirkt.

Auf einen, bisher nicht erwähnten Beitrag soll besonders eingegangen werden, nämlich der von *Magdolna Orosz* zur Identität und Identitätssuche in der Literatur der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Er liegt nämlich den allermeisten anderen, vor allem den letztlich auf imagologische Partialuntersuchungen ausgerichteten, gewissermaßen gegenüber. Zunächst einmal wird darin die schiefe Koppelung von Eigenem und Fremden in die nötigen Differenzierungen aufgelöst (S. 138). Dann zeigt er gerade bei den herausragenderen Autoren transnationale Gemeinsamkeiten in den Mustern der sprachlichen und literarischen Identitätssuche, so dass man in den Prozeduren der textuellen Selbstreferenzialität und der ausgestellten Akzidentalität von Sprache eine umfassende, einklammernde Signatur finden könnte. Man ist von danach fast zu sagen geneigt, dass wer über hinreichendes Potential zur Auseinandersetzung mit der Individualproblematik verfügt, vor den

Dummheiten der Nationalstereotypisierung eher gefeit scheint.

Von hier aus soll noch ein unter Umständen weiterführender Aspekt knapp skizziert werden: Auffällig ist, und zumindest en passant immer wieder angesprochen, die implizite oder explizite Mechanik der Hierarchisierung. Am derbsten in dem von Rásky zitierten Slogan „Z'erschit der Wiens, dann der Behm" (S. 335), aber auch in der Hierarchie der Nationalitäten, die Ursula Reber in Doderers „Die Dämonen" ausmacht, an deren Ende wie selbstverständlich die Kroaten stehen (S. 181). Erkennbar auch in Daniel Spitzers Ironisierung des angeblich ungarischen Vorschlags, statt Österreich inskünftig „Ungarn und die übrigen Länder des Kaisers" zu sagen (zit. bei Kerekes, S. 196).

Am intrikatesten, weil explizit reflektiert, erscheint das in dem großen Sammelwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" (1883-1886), im sog. Kronprinzenwerk (weil die 12 Bände mit über 12.000 Textseiten auf eine Anregung von Kronprinz Rudolf zurückgingen). Darin war nämlich die intendierte „vollständige Erfassung des geo-, ethno- und soziographischen Wissens über die österreichisch-ungarische Monarchie" nicht nur nach Ländern und Landschaften geordnet – und zwar im Wesentlichen nach der „Rangfolge der Kronländer in der Hierarchie des Reiches" (Plener, S. 89), sondern überdies für die ungarische Ausgabe eine teilweise veränderte Abfolge gewählt worden.

Von diesen Beobachtungen, die sich

leicht vermehren ließen, ausgehend, zeigt sich, dass der imagologische Blick stets in der Gefahr steht, mit dem Dualismus von wir und sie, hier und dort die Fragestellung unbillig zu reduzieren. Denn brisant (und prekär) wird sie erst, wenn man sie auf den oder die darin ausgeschlossenen ‚Dritten‘ ausdehnt: Ob das nun der Konkurrent ‚oben‘ ist, erkennbar z. B. an der Anlage der Weltausstellung 1873, in deren architektonischen Zentrum Österreich und Deutschland standen, oder ‚der‘ Slowake oder Kroatie ‚unten‘. Das führt auf einen weiteren Punkt, den Wolfgang Müller-Funk in wünschenswerter Deutlichkeit markiert, wenn er von „label“ und „ranking“ spricht (vgl. S. 18), nämlich dem des nationalen Marketing oder Kampfs um Aufmerksamkeit und Anerkennung. Wie gewinnt man die nötige Aufmerksamkeit, aus der Anerkennungs-Akte erst entstehen können? Das ist keine akademische Frage mehr, sondern – wie an den Auseinandersetzungen in der und um die EU zu sehen – eine handfest politische. Denn auf dem Feld der Aufmerksamkeits- und Anerkennungskonkurrenz können sowohl die wechselseitigen Imagines wie die einkolonialisierten Muster wieder aktuell werden. Seien es nun erneuerte Superioritätsreklamationen

oder Viktimitätskonkurrenzen. Gerade Opferanerkennungsfragen sind nicht nur vor US-amerikanischen Gerichten Kompensations-, Gratifikations- und Subventionsfragen. Und neben Differenz und Diversität zählt inzwischen auch Disabilität zu den für internationale Multis ökonomisch relevanten Kategorien. Das gilt aber nicht gleichermaßen für die Wissenschaft. Und da ist der mild distanzierte, freundlich nachsichtige Umgang in all‘ den Beiträgen zwar sympathisch kultiviert, aber steht auch in Gefahr, sich angesichts der latenten Brisanz der untersuchten Aspekte einzulullen. Denn gilt einmal die Unvorgreiflichkeit des Marktes, dann kann, was hier an Nationalem, Ethnischem, Regionalem erscheint, entweder – wie im Falle konsequenter kulturwissenschaftlicher Herangehensweise – nicht mehr anders als **unter Markt- und Marketing-Gesichtspunkten** gedacht werden und muss selbst konkurrenzialistisch verfahren, oder stellt sich in vielleicht liebenswerte, vielleicht auch nur noch verstaubte, langweilige und unbesuchte Nischen. Oder aber es gäbe doch eine Alternative zum agonalen Marktgetümmel, etwa in einem semiotischen Universalismus?

Erhard Schütz (Berlin)

Nünning, Ansgar; Nünning, Vera (Hg.): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, 2003. 388 S.

Das Handbuch, das sich explizit an Studierende richtet, soll durch eine systematische Bestandsaufnahme der wichtigsten Konzepte, Ansätze und theoretischen Grundlagen der Kulturwissenschaften den Einstieg in den Diskussionszusammenhang erleichtern und setzt sich dabei auch mit der Frage nach der Erneuerung der Literaturwissenschaften sowie mit Forschungsrichtungen geistes- und sozialwissenschaftlicher Nachbardisziplinen auseinander.

Der Band umfasst sechzehn kulturwissenschaftliche Beiträge, die teilweise aufeinander Bezug nehmen und in die Geschichte, Konzeption und spezifische Fragestellung des jeweiligen Themenfeldes einführen. Die wichtigsten Stichwörter sind fett markiert, was eine schnelle Orientierung erleichtert. Im Anhang findet sich jeweils eine Literaturliste mit Standardwerken und weiterführender Literatur. Ferner gibt es ein Personenregister (auf ein Sachregister wurde verzichtet).

Ansgar Nünning und Vera Nünning, die Herausgeber des Bandes, skizzieren im Einleitungskapitel „Kulturwissenschaften: Eine multiperspektivische Einführung in einen interdisziplinären Diskussionszusammenhang“ drei übergreifende Tendenzen, die die verschiedenen Konzepte zur Kulturwissenschaft bestimmen: 1. Interdisziplinarität, 2. Internationalität und 3. Perspektivenvielfalt bzw. Pluralisierung.

Der Begriff ‚Kulturwissenschaft(en)‘

kann im Singular (‚Kulturwissenschaft‘) verwendet werden und bezeichnet dann eine neue auf der Metaebene der Reflexion agierende Disziplin, die die Funktion der Moderation zwischen verschiedenen Kultur- und Wissenschaftsbereichen zu übernehmen vermag. Der Begriff ‚Kulturwissenschaften‘ (im Plural) dagegen bezeichnet die vorher als Geisteswissenschaften bezeichneten Fächer der alten Philosophischen Fakultät. Schließlich können ‚Kulturwissenschaften‘ als Sammelbezeichnung für einen offenen, dynamischen, interdisziplinären Diskussionszusammenhang fungieren.

Aufgrund des internationalen und interdisziplinären Anspruchs der Kulturwissenschaft(en) ist es derzeit noch schwierig, ein klares Profil zu erkennen. Unterschiedliche nationale und wissenschaftspolitische Kontexte führen zu variierenden Ausprägungen, wie sie in den einzelnen Beiträgen vermittelt und im folgenden kurz vorgestellt werden sollen.

Claus-Michael Ort stellt in seinem grundlegenden Beitrag „Kulturbegriffe und Kulturtheorien“ Kultur in Abgrenzung zu den Begriffen *Natur*, *Zivilisation* und *Gesellschaft* dar. Ferner behandelt er die mit den *Cultural Studies* einhergehende Ausweitung des Kulturbegriffs auf Alltags-, Populär- und Volkskultur. Weitere Akzente setzten systemtheoretische Ansätze in der Kulturosoziologie sowie auf der Zeichentheorie basierende Kulturtheo-

rien, die Kultur als Text zu verstehen suchten und dabei die Bedeutung der Medien verstärkt mitreflektierten.

Roland Posner, seit 1975 Professor für Linguistik und Semiotik an der TU Berlin, informiert über das Arbeitsgebiet der „Kultursemiotik“. Mit dem Konzept der Kultursemiotik – der Begriff geht auf Ernst Cassirer zurück – stellt man sich der doppelten Aufgabe, einerseits die Zeichensysteme in einer Kultur zu untersuchen, andererseits die Kulturen als Zeichensysteme zu verstehen (S. 39). Kulturen als Zeichensysteme sind zugleich hochkomplexe und dennoch einheitliche Gebilde. Die Komplexität einer Kultur als Zeichensystem besteht gerade darin, dass die *soziale Kultur (Gesellschaft)* sehr viele *Zeichenbenutzer* umfasst, dass die *materiale Kultur (Zivilisation)* auf sehr vielen *Texten* beruht (Posner verwendet den allgemeinen Textbegriff der Kultursemiotik; als ‚Text einer Kultur‘ werden Artefakte einer Kultur verstanden, die nicht nur eine Funktion haben, sondern auch als Zeichen eine codierte Botschaft tragen) und dass die *mentale Kultur (Mentalität)* sich aus sehr vielen *Codes* zusammensetzt, womit die Mentalität einer Gesellschaft aus ihren so genannten Mentefakten, d.h. ihren Ideen, Werten und den Konventionen besteht.

Wilhelm Vosskamp beschreibt die derzeitige Tendenz, „Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft“ zu verstehen. Der Versuch, die philologische Kompetenz auf Gegenstände zu übertragen, die in ihren Organisationsformen und kommunikativen Funktionen sprachlichen Texten vergleichbar sind,

ist Vosskamp zufolge jedoch fragwürdig, da unklar ist, ob Kulturen sich tatsächlich als textanaloge Systeme verstehen lassen. Eine Präzisierung und historische Konkretisierung des Verhältnisses von Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaft steht derzeit noch aus.

Die „Kulturanthropologie“ kann *Doris Bachmann-Medick* zufolge vor allem zu einer methodischen Konkretisierung der Kulturwissenschaften in Form einer ‚Praxis des Fremdmachens‘ verhelfen. Die moderne Kulturanthropologie bietet zum einen Internationalisierung, zum anderen erkenntniskritische Verfremdung eigener Traditionen, Standorte und Überzeugungen, indem europäische/eurozentrische Einseitigkeiten der (wissenschaftlichen) Perspektive relativiert und Kategorien der Fremderfahrung für den Erkenntnisprozess in den Vordergrund gerückt werden.

Der Gegenstand der „Historischen Anthropologie“ ist nach *Harald Neumeier* „der Mensch in der Geschichte“. Menschliches Verhalten wird im Kontext historischer Modifikation und kultureller Differenz erörtert. Wie die historische, so versteht auch die „Literarische Anthropologie“ Literatur „as a product of its culture“ (S. 117), das deren Codes, Werte und Überzeugungen teilt, die ausschließlich in einer umfassenden Kontextanalyse, die literarische wie nicht-literarische Texte berücksichtigt, erfasst werden kann.

„Cultural Studies“ versteht *Moritz Baßler* als Oberbegriff, unter dem sich ein breites Spektrum kulturwissenschaftlicher Methoden, Ansätze und

Richtungen (wie z.B. New Historicism und Cultural Materialism, Gender Studies, Race Studies, Postcolonial Studies, AIDS-Studies, Film Studies) versammelt. Die Praxis der Cultural Studies richtet sich auf Phänomene und Probleme der Gegenwart und hat eine politische Intention. Aktuelle Gegenstände der Gegenwartskultur werden auf deren diskursive, politische und lebensweltliche Implikationen und Kontexte hin analysiert.

Die Kulturwissenschaft, so *Astrid Erll*, vermag unser kulturelles Erbe zu verwalten sowie die eigene Erinnerungssarbeit anhand eines theoretischen und begrifflichen Instrumentariums zu reflektieren und verschiedene Erinnerungskulturen zu vergleichen. Im Kapitel „Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen“ wird unter Bezugnahme auf die Theorien von Aleida und Jan Assmann die Verbindung von Gedächtnis, Kultur und sozialen Gruppen systematisch, begrifflich differenziert und theoretisch fundiert aufgezeigt.

Mit „Kulturgeschichte“ beschreibt *Ute Daniel* nicht so sehr eine fixierbare historische Subdisziplin mit einem separaten Gegenstandsbereich als vielmehr eine bestimmte Problemkonstellation, die vorliegt, seit Kulturgeschichte geschrieben und über sie gestritten wurde. Kulturgeschichte versteht sich als Teil der Kulturwissenschaften, die im Sinne einer Oppositionswissenschaft gegen geschichtswissenschaftliche Engführung mit einem pluralen Theorie- und Methodenensemble arbeitet.

Bei „Kultursoziologie“ handelt es

sich für *Rainer Winter* um keine neue Bindestrich-Soziologie, sondern um einen Wissenschaftsbereich, der ‚Kultursysteme‘ erforscht. Ihr spezielles Interesse gilt „kulturellen und künstlerischen Praktiken, Erfahrungen und Formen in darauf spezialisierten sozialen Kontexten, die sie zunächst als Untersuchungsobjekte isoliert, um dann in einem zweiten Schritt ihre Bedeutung im sozialen Leben bzw. ihre soziale Verankerung zu analysieren.“ (S. 206).

„Kulturpsychologie“, so *Jürgen Kramer*, erforscht den Einfluss der Kultur auf das individuelle menschliche Denken, Fühlen und Handeln. Nicht das Phänomen ‚Kultur‘, sondern allgemeine psychische Gegebenheiten, sowie die in einer spezifischen Kultur modifizierten Ausprägungen derselben werden untersucht. Demgegenüber will die *Psychoanalyse als Kulturtheorie* die Entwicklung der menschlichen Psyche und damit Kulturentwicklung verstehen. Nach Freud ist zunächst jeder Einzelne ein ‚Feind der Kultur‘, muss aber zur Sicherung der menschlichen Existenz vom Kulturgegner zum Kulturträger werden. Diese Dialektik wird als universal und dem Kulturprozess allgemein inhärent angesehen.

Kultur und Kulturen als ökologische Systeme zu analysieren ist ein völlig neuer Ansatz für die Kulturwissenschaft, mit dem die „Kulturökologie“ die Brücken zu den Naturwissenschaften schlägt. *Peter Finke* sieht in der noch jungen, traditionelle Wissenschaftsgrenzen relativierenden Disziplin ein hohes Innovationspotential für eine Neubestimmung des kulturellen

Handelns. Eines der zentralen Fragestellungen der Kulturökologie betrifft das Problem des Natur-Kultur-Verhältnisses. Dabei wird der Kulturbegriff präzisiert durch das Bewusstsein der Abhängigkeit des Kulturellen vom Natürlichen.

Alois Wierlacher und *Corinna Albrecht* zeigen, dass die „Kulturwissenschaftliche Xenologie“ (Fremdeheitsforschung) in der Lage ist, den durch politische Weltentwicklung, Medienrevolution, zunehmende Migrationsprozesse (u.a.) erhöhten Bedarf an xenologischem Wissen zu decken. Sie vermag als multidisziplinäre Schnittfläche bei der Bewältigung im Umgang mit Anderem und Fremdem begründet kategoriale Hilfe zu leisten und versteht sich damit als angewandte Wissenschaft, die das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis als wechselseitigen Aufklärungsprozess begreift.

Mit „Kulturraumstudien und Interkulturelle Kommunikation“ verbindet *Hans-Jürgen Lüsebrink* unterschiedliche, aber miteinander verknüpfte Zugänge zum Verstehen (inter-)kultureller Prozesse. Kulturraumstudien basieren auf einer ‚räumlichen Verankerung‘ kultureller Einheiten. ‚Interkulturelle Kommunikation‘ zielt dagegen auf die kommunikative Beziehung zwischen Angehörigen unterschiedlicher Kulturen. Beim ‚Kulturtransfer‘ werden durch Selektion, Vermittlung oder Transfer kulturelle Artefakte von einer in eine andere Kultur vermittelt.

Mit „Kulturwissenschaften und Geschlechterforschung“ setzt sich *Renate Hof* auseinander. Durch die Trennung von *sex* und *gender* wird die

sozio-kulturelle Konstruktion von Sexualität im Gegensatz zu einer ‚natürlichen‘, biologisch fundierten Geschlechtlichkeit neu thematisiert. Damit Kulturwissenschaften und Gender Studies zusammenarbeiten können, ist es von Bedeutung, die jeweiligen Grundlagen der politischen Perspektive bzw. des gesellschaftlichen Engagements zu klären.

Siegfried J. Schmidt stellt die konzeptionellen Grundlagen einer noch zu etablierenden eigenständigen „Medienkulturwissenschaft“ vor. Diese ist nicht fixiert auf einzelne Medienangebote oder bestimmte kulturelle Phänomene, sondern versucht, die Mechanismen zu ergründen, die den gesellschaftlichen Umgang mit kulturellen Phänomenen bestimmen und dabei möglichst genau die Rolle der Medien explizieren. Sie untersucht des weiteren Probleme, die sich in einer Kultur im Zusammenwirken von Wirklichkeitsmodellen, Kulturprogrammen und Mediensystemen ergeben.

Durch die Fülle unterschiedlichster Konzepte zur Kulturwissenschaft wird das Buch seinen Ansprüchen voll gerecht und stellt eine ausgezeichnete Einführung in derzeitige kulturwissenschaftliche Arbeitsfelder dar. Was einem in Anbetracht der Bestandsaufnahme von zum Teil sehr divergierenden Ansätzen allerdings fehlt, ist die Einbettung in einen systematischen Gesamtzusammenhang. Selbst wenn dies angesichts des derzeitigen Forschungsstands noch schwierig erscheinen mag, sollten die verschiedenen kulturwissenschaftlichen Forschungsrichtungen, gerade wenn sie langfristig

im Wissenschaftsbereich eine moderierende Funktion übernehmen wollen, ihre Ansätze frühzeitig koordinieren und in einen intensiveren Dialog *miteinander* treten, um auf diese Weise innovative Denkanstöße bzw. Impulse

für die weitere Formierung der Kulturwissenschaft(en) in der Wissenschaftslandschaft geben zu können.

Anja Cornils (Hamburg)

Paranhos Zitterbart, Jussara: Zur korrelativen Subordination im Deutschen. Tübingen: Niemeyer, 2002. 212 S.

Die vorliegende Arbeit, die auf der im Jahre 2000 erfolgten Dissertation der Verfasserin basiert, setzt sich zum Ziel, eine umfassende Beschreibung des Phänomens ‚korrelative Subordination‘ zu geben. Folglich stehen nicht Korrelate allein, sondern die Verbindung „Korrelat + korrelierter Nebensatz/korrelierte satzwertige Infinitivgruppe“ im Vordergrund der Untersuchung (S. 5). Der Begriff ‚Korrelation‘ wird als „eine grammatisch-logische Wechselbeziehung“ zwischen Korrelat und korreliertem Nebensatz bestimmt, welche in einem Symmetrieverhältnis zueinander stehen und Teile einer einzigen Konstruktion sind (S. 1). Um der Heterogenität des Untersuchungsgegenstandes gerecht zu werden, unterscheidet Paranhos Zitterbart innerhalb der Menge der ‚korrelierten Nebensätze‘ zwischen Kern- und Randbereichen. Das dient zugleich als Aufbauprinzip der Arbeit: Auf die theoretische Einleitung folgen vier Kapitel, deren Reihenfolge von der abnehmenden Prototypik der Nebensätze und ihrer Korrelate bestimmt wird: „Korrelate und korrelierte Nebensätze in Ergänzungsfunktion“ (Kap. 3), „Korrelate und korrelierte Nebensätze in Adver-

bialfunktion“ (Kap. 4), „Korrelate und korrelierte Relativsätze“ (Kap. 5) und zum Schluss „Korrelate und korrelierte Attributsätze“ (Kap. 6). Die Frage, warum gerade diese Hierarchie der Bereiche etabliert wird, bleibt im Raum stehen, denn es wird nicht geklärt, ob Ergänzungssätze als prototypischere Nebensätze als beispielsweise Relativsätze gelten sollen oder ob innerhalb der Nebensatztypen bspw. korrelierte Ergänzungssätze als prototypischere Beispiele für Korrelation als etwa korrelierte Attribut- oder Relativsätze anzusehen seien. (Auf S. 55 wird für die erste Etablierung Stellung genommen, auf S. 2f. für die zweite.)

Die theoretische Grundlage der Arbeit bildet Kapitel 2, in dem die Termini ‚Subordination‘ und ‚Korrelation‘ geklärt werden, sowie eine kategoriale Einordnung der korrelativen Subordination vorgenommen wird. Im Anschluss an die IDS-Grammatik betrachtet die Verfasserin Elemente der korrelativen Verbindung als Paare, die aus einem phorischen/deiktischen Ausdruck und einem Nebensatz oder einer Infinitivkonstruktion bestehen und diskontinuierlich und auch akzentuiert auftreten können (S. 53). Die

korrelative Subordination wird im Weiteren auf Grund von den sechs Parametern der Lehmann'schen „clause-linkage-Typologie“ beschrieben und als ein eigener Subordinationstyp etabliert. Zentral ist in diesem Zusammenhang besonders der Parameter „Verflechtungsgrad von Haupt- und Nebensatzpropositionen“, von dem ausgehend Paranhos Zitterbart feststellt, bei der korrelativen Subordination handele es sich um ein „Interdependenzverhältnis“ zwischen Matrix- und Nebensatz, und zwar nicht nur syntaktischer, sondern auch semantopragmatischer Natur: Durch das Korrelat werde schon im Matrixsatz auf den rhematischen Nebensatz hingewiesen (S. 46f.). In diesem Sinne könne man von einer „bipolaren kommunikativen Struktur“ sprechen (ebd.). Diese Ausführungen implizieren allerdings, dass alle korrelierten Nebensätze rhematisch sein müssen. Dieser Auffassung kann nicht vorbehaltlos zugestimmt werden, denke man nur an den korrelatbegünstigenden Faktor „Vorerwähtheit“ oder an obligatorische Korrelate, die gewiss nicht immer mit Rhematizität der korrelierten Nebensätze einhergehen. Genauso gut könnte man auch nicht-korrelierte Ergänzungssätze und deren Matrixsätze als eine „bipolare kommunikative Struktur“ betrachten, denn in diesem Fall macht eben das Nichtvorhandensein eines Aktanten im Matrixsatz darauf aufmerksam, dass die fehlende Information in Form eines Nebensatzes oder einer Infinitivkonstruktion noch folgen wird. Dass korrelierte Nebensätze „semantosyntaktisch nicht in ihren Matrixsatz eingebettet, sondern

nur angeschlossen“ sind, was eine konstituierende Eigenschaft der Kategorie ‚korrelative Subordination‘ sein soll, ist eine viel zu pauschale Aussage, die sicherlich für einen Teil der korrelativen Verbindungen (z.B. für Subjektsätze, die nicht im Mittelfeld des Matrixsatzes stehen können) zutrifft, über Präpositionalobjekt- oder Relativsätze allerdings nicht mehr behauptet werden kann (S. 20f.).

In den darauffolgenden vier Kapiteln werden jeweils die topologischen und intonatorischen Eigenschaften der Korrelatverbindung sowie die Frage nach der Obligatorik/Fakultativität des Korrelats geschildert. Es ist äußerst schwierig, den Inhalt einer so vielschichtigen, auf so viele Einzelheiten eingehenden Arbeit zusammenzufassen, die sich wie ein Mosaik aus in der Korrelatforschung bereits als unumstritten geltenden Erkenntnissen und mehreren noch nicht hinreichend geprüften Hypothesen zusammenfügt – etwa „Ist das Korrelat [von Subjektsätzen I.H.] im Mittelfeld fakultativ, fungiert es als eine Art ‚Vorerwähtheitssignal‘“ (S. 67). Meiner Ansicht nach kann das Korrelat es im Mittelfeld auch vorkommen, wenn das prädikative Adjektiv im Kopulasatz rhematisch ist oder wenn es um einen kontrastiven Kontext geht, siehe den Beleg: „Wichtig ist es, sich bewusst zu machen, ob man zu einer der Risikogruppen gehört.“ (Wenn die Knochen brüchig werden, <http://www.madaus.de/cd/article/article.jsp?oid=1883> am 15.01.2004)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass in den Kapiteln 3 bis 6 in erster Linie die aktuelle Forschungslage zu

den entsprechenden Bereichen zusammengefasst, kommentiert und an eigenen Belegen überprüft wird. Die Verfasserin arbeitet mit einem gemischten Korpus, das überwiegend aus Zeitschriften (FAZ, SZ) besteht, darüber hinaus werden auch einige Belege präsentiert, die der belletristischen Gegenwartsliteratur, der Fachliteratur, der alltäglichen Konversation oder Radiosendungen entnommen wurden (S. IX). Methodisch bedenklich ist das Verfahren, mit dem Kommentare über Akzentmuster, Intonation, etwaige Sprechpausen schriftlicher Belege gegeben werden (z.B. S. 2, 17, 22, 29, 30, 32, 53, 85, 105, 114 usw.). Erst im Kapitel 3 findet sich eine beiläufige Bemerkung darüber, dass Testpersonen zu den diskutierten prosodischen Eigenschaften schriftlicher Belege befragt wurden (allerdings wird nichts Näheres über die Methode mitgeteilt), was jedoch authentische gesprochene Belege nicht aufwiegen kann (S. 106). Was die Belege aus Rundfunkgesprächen angeht, findet man im Anhang bloß einen Verweis darauf, aus welchem Dialektraum die Sprecher stammen, aber keine genaueren Angaben über die Radiosendung, geschweige denn aufgezeichnete Intonationsmuster.

Zur Erhellung der meistdiskutierten Frage der Korrelatforschung, nämlich der Obligatorik/Fakultativität der Korrelate wird nicht viel beigetragen. Es wird zwar an mehreren Stellen wiederholt, dass zur Beantwortung dieser Frage „ein Kontinuum-Modell, das von der maximalen Akzeptabilität des Korrelates bis hin zum Korrelatverbot geht“ (S. 67, 89, 141, 205) am zweck-

mäßigsten wäre, aber aus den Überlegungen der Verfasserin bzw. der Darstellung der einschlägigen Fachliteratur ergibt sich das ersehnte Modell nicht – was man angesichts der Kompliziertheit und Vielfältigkeit des Untersuchungsgegenstandes auch nicht hoffen dürfte. Die zwei Pole des besagten Kontinuums bereiten m.E. eher weniger Schwierigkeiten: Es ist einleuchtend, dass z.B. d-Pronominaladverbien maximal akzeptabel (sogar obligatorisch sind), wenn sie zur Homonymendifferenzierung dienen oder obligatorische Aktanten des Matrixsatzverbs sind. Auch dass gewisse Korrelate (etwa das es) in Kontaktstellung mit ihren korrelierten Nebensätzen „verboten“ sind, liegt auf der Hand. Viel problematischer ist der Zwischenbereich, die Fakultativität der Korrelate. Paranhos Zitterbart arbeitet zwar auf dieses Kontinuum-Modell hin, indem sie in tabellarischer Form korrelatbegünstigende Faktoren oder gewisse Verben, die mit Korrelat stehen müssen/können, auflistet (z.B. S. 84, 88, 96, 138, 199), man kann jedoch diese Versuche nicht als ein „Kontinuum-Modell“ ansehen.

Alles in allem hat man eine Arbeit vor sich, die ohne Zweifel eine gute Übersicht über den einschlägigen Forschungsstand bietet, nicht zuletzt weil sie auch nicht-kanonische Korrelatverbindungen, z.B. den Komplex ‚Substantiv + Korrelat + Nebensatz/attributive Infinitivkonstruktion‘ oder Relativsätze in die Analyse einbezieht. Zu ihren weiteren Vorzügen gehört es, dass sie sich wegen ihres logischen Makroaufbaus und der Erklärungen

selbst zu grundlegenden Termini auch sehr gut als Einstieg in das Thema eignet. Viele eigene Forschungsergebnisse bedürfen aber noch eingehender empirischer Untermauerung, bevor sie

als gesicherte Erkenntnisse in die Korrelatforschung eingehen können.

Ildikó Hegedűs (Szeged)

Peschel, Corinna: Zum Zusammenhang von Wortneubildung und Textkonstitution. Tübingen: Niemeyer, 2002 (RGL. Reihe Germanistische Linguistik 237). 315 S.

Textlinguistisch orientierte Verfahren gehören in der heutigen Wortbildungsforschung immer noch nicht zu den allgemein verwendeten Methoden, obwohl die Bedeutung von Neubildungen (und dadurch die Relation zwischen deren Aufbaukomponenten) ohne Kontext schwer – wenn nicht sogar unmöglich – erfassbar ist. Die Studie schließt sich der moderneren, textlinguistisch orientierten Forschungsrichtung an und bildet demnach eine weitere Stufe zur Analyse der okkasionellen Bildungen, die in der traditionellen (fast ausschließlich nur auf lexikalisierte Bildungen fokussierten) Wortbildungsforschung vernachlässigt wurden. Die Autorin setzt sich zum Ziel, die Textabhängigkeit von Wortneubildungskonstruktionen empirisch zu prüfen und anhand der Ergebnisse die systematischen Züge der Relationen zwischen Ad-hoc-Bildungen und Kontext aufzudecken.

Die Studie gliedert sich in sieben Kapitel. In der Einleitung werden die in der Arbeit verwendeten morphologischen bzw. semantischen Grundbegriffe eingeführt, sowie das oben schon angedeutete Anliegen und die Vorgehensweise der Arbeit erläutert.

In diesem Abschnitt wird auch eine Unterscheidung zwischen lexikalisierten und okkasionellen Bildungen vorgenommen. Dabei wird auf die bekannte und äußerst problematische Definition: „Wortneubildungen sind nicht Bestandteil des usuellen Wortschatzes, sowie nicht in den gängigen Wörterbüchern der deutschen Sprache verzeichnet“ (S. 5, s. auch S. 269) zurückgegriffen. Um es vorwegzunehmen: Auch die Autorin kommt bei den Einzelanalysen nicht umhin, Belege zu untersuchen, die laut der oben genannten Arbeitsdefinition eigentlich keine Neubildungen sind, wobei natürlich begründet wird, warum die jeweilige Bildung dennoch als Untersuchungsgegenstand geeignet ist. Es werden z.B. auch Beispiele vorgeführt, die zwar in einem der Lexika verzeichnet sind, die aber von Germanistikstudenten als „nicht Bestandteil der deutschen Sprache“ eingestuft wurden. Dennoch fehlt aus der Endzusammenfassung eine eventuelle Korrektur der Definition.

Kapitel 2 und 3 befassen sich mit diversen theoretischen Strömungen in der Wortbildungsforschung, wobei in Kapitel 2 die kontextunabhängig operierenden Verfahren kurz skizziert wer-

den, und ausführlich begründet wird, warum sie sich für die Analyse von Ad-hoc-Bildungen als unzureichend erweisen. Hierbei handelt es sich eigentlich nur um eine kurze Zusammenfassung einiger Arbeiten, deren Teilergebnisse anhand der Autorin auch in einer textlinguistisch orientierten Wortbildungsanalyse verwendbar sind.

In Kapitel 3 werden wiederum die wenigen Studien thematisiert, die sich explizit mit der Problematik der Beziehungen zwischen Wort(neu)bildung und Text auseinandersetzen. Hier werden auch die theoretischen Grundlagen der Arbeit weiter präzisiert. Anstatt eine begriffliche Unterscheidung zwischen Textkohärenz und Textkohäsion vorzunehmen, wird für das Brinker'sche umfassende Kohärenzkonzept plädiert. Anaphorisierung und Kataphorisierung versteht die Autorin im Gegensatz zu Wildgen im engeren Sinne, also als rückwärts bzw. vorwärts orientierte Verweisungen, die aber keine neuen lexikalischen Inhalte in den Text einbringen dürfen. Bei lexikalischen Verweisungen wird mit den Begriffen Wiederaufnahme sowie bei Referenzidentität mit Substitution gearbeitet. Die Autorin weist auch darauf hin, dass in der modernen (Text-)Linguistik die funktionalen Aspekte als Basiskriterium bei der Untersuchung von Texten (und bei der Beschäftigung mit textstrukturierenden Einheiten, demnach auch bei Wortneubildungsanalysen) gelten, und kritisiert alle bislang erschienenen textlinguistisch orientierten Arbeiten in der Hinsicht, dass sie diesen Aspekt nur wenig oder gar nicht berücksichtigen haben.

Kapitel 4 beschreibt die Arbeits- und Materialbasis der Untersuchung. Als Material wurden Texte aus den Bereichen Literatur und Presse gewählt. In diesem Abschnitt werden auch die belletristischen Quellen vorgestellt, man vermisst aber eine genaue Angabe der verwendeten Periodika. Bei den Presstexten verzichtet die Autorin interessanterweise darauf, sich entweder auf bestimmte Themenbereiche oder Textsorten festzulegen, um eine möglichst breite Auswahl zu haben. Fraglich ist, ob sich die Beziehungen zwischen Neubildung und Text überhaupt systematisch erfassen lassen, sofern man hinsichtlich der Textfunktion (worauf als Kritikpunkt in Kapitel 3 hingewiesen wird) keine genaueren Beschreibungen angeben kann, da sie bekanntlicherweise themen- und textsortenabhängig ist.

Die Autorin beschränkt sich bei der Untersuchung auf die Substantiv-Substantiv- bzw. Substantiv-Adjektiv-Komposita (zu denen auch Halbsuffigierungen mit *-frei*, *-fest* usw. gezählt werden), sowie aus dem Bereich der Derivata auf Präfigierungen mit *ver-* und Suffigierungen mit *-ig*. In diesem Kapitel werden auch die bisherigen, weitgehend semantisch orientierten (kontextunabhängigen) Kategorisierungsversuche in Bezug auf die eben genannten vier Wortbildungsuntertypen erläutert.

Die beiden umfangreichsten Abschnitte, Kapitel 5 und 6, befassen sich vorwiegend mit Einzeluntersuchungen der jeweils aus den Bereichen Presse und Literatur stammenden Textbelege, wobei als Einführung auch auf die

textspezifischen Besonderheiten der beiden Gattungen eingegangen wird. Leider lassen sich im Rahmen dieser Rezension keine Beispielsanalysen vorführen, es handelt sich aber um wirklich ausführliche, sowohl für die Textlinguistik als auch für die Wortbildungsforschung sehr anregende textlinguistisch gestützte Untersuchungen der Einzelbelege, wobei nicht nur die Bedeutung der Wortneubildung mithilfe des Kontextes ermittelt wird, sondern sogar darauf hingewiesen wird, welche Arten von Wissen (im Sinne von Heringer) beim Verständnis der Ad-hoc-Bildung beteiligt sind, und in welchem Maße sie beim Rezeptionsprozess mitwirken.

Die Analyse der exemplarisch angeführten Belege lässt sich also als gründlich und gelungen bezeichnen. An der Kategorisierung der Bildungen hingegen ließe sich bemängeln, dass die Autorin offensichtlich nicht mit konsequent angewandten Kriterien arbeitet. Die Kategorienzugehörigkeit wird teilweise aufgrund morphologischer, teilweise anhand (immer noch kontextunabhängiger) semantischer Merkmale ermittelt, hin und wieder schalten sich sogar syntaktische Kriterien ein. Beispielsweise werden bei Substantiv-Adjektiv-Komposita die Kategorien ‚Rektionale/relationale Substantiv-Adjektiv-Komposita‘, ‚Vergleichsbildungen‘, ‚z ist y aufgrund von x‘, ‚z ist y in Bezug auf x‘ usw. aufgestellt. Außerdem würde man von einer weitgehend textorientierten Untersuchung doch erwarten (vor allem, da es ja in der Zielsetzung expliziert wurde), dass auch einige kategorien-

spezifische Aussagen über die Funktion der jeweiligen Wortneubildungen im Text gemacht werden (wenn schon keine textlinguistisch fundierte Klassifikation vollzogen wird).

Leider verzichtet die Autorin auch auf eine quantitative Analyse. Weder die Gesamtbelegzahl, noch die Anzahl (sowie eventuelle Auflistung) der verschiedenen Wortbildungserscheinungen ist bei der Beschreibung vorhanden. Es wird lediglich mit den Ausdrücken ‚häufig‘ oder etwa ‚selten‘ operiert, sofern überhaupt Hinweise auf die Vorkommenshäufigkeit der einzelnen Belegtypen erfolgen. Dies ist vor allem deshalb bedauernd, weil sich eine kurz gefasste Statistik zu weiterführenden Analysen sicherlich als recht nützlich erwiesen hätte.

Das letzte Kapitel enthält die Auswertung der Einzeluntersuchungen. Hier werden auch die textuellen Funktionen der Neubildungen zusammengefasst. Erwartungsgemäß erweisen sich die Substantiv-Substantiv-Komposita hinsichtlich der Bedeutung als am variabelsten. Sie können die thematischen Zusammenhänge des Textes sichern, wobei eine ausdrucksseitige Verwandtschaft zwischen Erst- oder Zweitglied der Neubildung und einem im Vortext vorkommenden Wort ermittelt werden kann. Seltener kann auch ein inhaltsseitiger Zusammenhang bestehen, sofern die Wiederaufnahme metaphorischer Natur ist. Durch dieses Verfahren, also durch die variierende Benennung des zentralen Themas und Kombination dieses Themas mit dazu in Beziehung stehenden anderen Sachverhalten werden anhand der Studie

die meisten Okkasionalismen gebildet. Weitere Funktionen der Komposita sind die Begriffskonsolidierung und in selteneren Fällen die Zusammenfassung.

Bei den Substantiv-Adjektiv-Komposita und bei den Derivationen spielt die ‚Musterhaftigkeit‘ selbst bei okkasionellen Bildungen eine wesentlich größere Rolle. Hier ist die Anzahl der Analogiebildungen sehr groß, wobei die Häufigkeit der verwendeten Muster nicht immer die Verhältnisse im usuellen Wortschatz widerspiegelt – beispielsweise fanden sich im untersuchten Material weitaus mehr desubstantivische Ableitungen mit *-ver* als deverbale. Interessanterweise scheint keiner der beiden analysierten Derivattypen die Funktion zu haben, für explizite Wiederaufnahme im Text zu sorgen, hier tritt eher die inhaltsseitige Verwand-

schaft der Basis zum Vortext in den Vordergrund.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass die Autorin einen äußerst wichtigen Beitrag zur Erforschung der okkasionellen Bildungen leistet, indem sie den Schwerpunkt eindeutig auf eine empirische, kontextabhängige Untersuchung der Phänomene legt. Leider konnte der anfänglichen Zielsetzung nicht vollständig Rechnung getragen werden, es fehlt also immer noch eine allgemeine, systematische Züge berücksichtigende Beschreibung der textuellen Verfahren, die bei der Entstehung von Wortneubildungen mitwirken. Die sehr gründlichen Einzelausführungen können jedoch sowohl bei Wortbildungs- als auch bei Textanalysen eine willkommene Stütze darstellen.

Emese Kollár (Budapest)

Schnabel, Werner Wilhelm: Das Stammbuch. Konstitution und Geschichte einer textsortenbezogenen Sammelform bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts. Tübingen: Niemeyer, 2003 (Frühe Neuzeit 78). 705 S.

In seiner im Jahr 1981 formulierten Behauptung, die Stammbücher seien eine vernachlässigte Quellengattung der Kulturgeschichte, deutet Jörg-Ulrich Fechner eher auf den dringenden Wunsch hin, mehr und systematisierter über diesen Forschungsgegenstand zu erfahren, als darauf, dass er die Zahl der einschlägigen Publikationen für ungenügend hält. Wirft man einen Blick auf die mit Anspruch auf Vollständigkeit zusammengestellte Liste der Sekundärliteratur des zu bespre-

chenden Bandes, erkennt man, dass unter den etwa 1100 aufgezählten Titeln lediglich ca. 300 nach 1981 entstanden sind. (Anzunehmen ist, dass nur einzelne, kurz vor Abschluss des Manuskripts veröffentlichte Publikationen – wie z. B. der Beitrag zur Poetik der Stammbücher von Miklós Latzkovits und der Verfasserin dieser Buchbesprechung [siehe die Rezension von Volker Mertens von der Festschrift für András Vizkelety in JuG 2001, S. 380-385.] nicht aufgenommen wurden.)

Aus der im Vorwort kurz geschilderten Entstehungsgeschichte des Buches wird deutlich, über welche Stationen der Verfasser zu den unumgänglichen Fragestellungen gelangte, die sich einem bei der Auseinandersetzung mit der Buchgattung Stammbuch stellen. Wie es sich auch in der Forschungsgeschichte widerspiegelt, greift man gewöhnlich aus personen- und kulturhistorischem Interesse zum Stammbuch, da es hervorragende und mitunter unikale Lebenszeugnisse sowie die Möglichkeit der Erschließung von Beziehungen zwischen dem Halter/Besitzer und den Einträgern bietet. „Als literarische, bildkünstlerische, buchtechnische Artefakte, die in einen bestimmten Verwendungszusammenhang eingebunden sind, bedürfen die Alben sogar in besonderem Maße eines Zuganges, der die zentralen Aspekte der Textualität, der Medialität, der Pragmatik und der Rezeption aufeinander bezieht und die in verschiedenen Fachrichtungen gewonnenen Erkenntnisse systematisch zusammenzuführen versucht.“ (S. 565) Von der rein historischen Betrachtungsweise wandte sich der Verfasser während der Erfassung und Erschließung der Nürnberger Stammbuchbestände dem literaturwissenschaftlichen Zugang zu. Das neue, ihn bewegende Erkenntnisinteresse war, sich den Eintragungen nicht mehr als rein biographischen Zeugnissen zu nähern, sondern sie als Text zu betrachten.

Diese Intention wird auch im vorliegenden Buch greifbar, und es geht dem Verfasser dabei keineswegs darum, Kritik an „tradierten Missverständ-

nissen“ (S. XII) zu üben. Im Gegenteil: „Mit dem Rückgriff auf den textuellen Bestand [...], mit dem Versuch, die Albuminscription als Textsorte zu isolieren und in ihre medialen und pragmatischen Kontexte einzubinden, wurde stattdessen ein Verfahren gefunden, das Disparate der bisherigen Zugänge wieder auf ein allen Gemeinsames [...] zu beziehen.“ (S. XII) Der Blickwechsel will den Untersuchungsgegenstand also nicht als Quelle für „von außen herangetragene Erkenntnisinteressen“ (S. 36) benutzen, sondern die dem Gegenstand eigenen Aspekte von Konstitution und Geschichte in den Mittelpunkt rücken. Deklarierterweise werden Berechtigung und Nutzwert bisheriger Zugänge anerkannt und als Hauptanliegen der Arbeit die Zueignung der führenden Rolle der Literaturwissenschaft als Leitwissenschaft betont.

In Kapitel B wird in einer Systematisierung des Zugriffs auf das Stammbuch neben der Integration der bisherigen Forschungsergebnisse versucht, das Gesamtphänomen zu analysieren, wobei die Inskription als Inhaltsträger, das Stammbuch als materiale Grundlage und als Überlieferungsträger und die Sitte der Stammbuchbenutzung als pragmatischer Verwendungszusammenhang betrachtet wird. Die differenzierte Darlegung der Aspektgruppen (Textualität, Modalität, Pragmatik, Rezeption) bietet dem Verfasser den Rahmen zur „adäquaten Zuordnung sowie trennscharfen Abgrenzungen“ (S. 44) des zu erschließenden Materials.

Kapitel C enthält den historischen Teil der Arbeit, der die Verwendungs-

Form- und Bewertungsgeschichte der Stammbücher in dem im Untertitel angegebenen Zeitraum behandelt. Bei der Klärung der Bedingungen der Verwendung von Stammbüchern in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts werden die in Kapitel B erörterten Kriterien herangezogen. Mit der gleichen Vorgehensweise, das heißt nach textuellen, medialen und pragmatischen Kriterien werden auch Lokalisierung und Beschreibung der Stammbuchseite im Umkreis der Wittenberger Reformation, die Geschichte der Bezeichnung der Alben sowie die sich mit der Zeit spezifizierenden, milieubedingten Ausprägungen des Stammbuchs analysiert.

Kapitel D wird der Fragestellung gewidmet, welche Tendenzen den Weg vom älteren *Album amicorum* zum gegenwärtigen Poesiealbum geprägt haben. Es wird festgestellt, dass im Fall des letzteren ein Wandel im sozialen Bereich bestimmend war, bei dem innerhalb einer veränderten Trägerschaft konstitutive Elemente der alten Stammbuchführung adaptiert wurden. Zu dieser Feststellung gelangt man nach Ansicht des Verfassers durch „die konsequente Anwendung von Methoden der Textanalyse und der historischen Kontextrekonstruktion“ (S. 565). Die im Buch eingangs skizzierten allgemeinen Betrachtungen und Beurteilungen des Stammbuchs, dass es als ein „Überbleibsel einer Vergangenheit“ gelte, das man mit Nachsicht behandle oder schlechtenfalls sogar mit genealogischen Aufzeichnungen verwechsle, werden in den Ausführungen des Verfassers eindeutig widerlegt. Der

diachrone Funktionswandel, der in diesen Einschätzungen seinen Niederschlag findet sowie die Fähigkeit kultureller Phänomene sich anzupassen, sind der Ansicht des Verfassers nach eher mit dem kulturanthropologischen Ansatz der „Requisitenverschiebung“ zu erklären als mit der geläufigen Konzeption von „Blüte“ und „Epigonentum“ (oder gar „Verfall“).

Um dem zukünftigen Leser die ausdifferenzierte Betrachtungs- und Vorgehensweise des Verfassers vor Augen zu führen, soll hier die selbstredende Gliederung nach größeren Struktureinheiten skizziert werden: Forschungshorizont und Zielsetzungen (Forschungstendenzen wie Multidisziplinarität und Bestimmungs- und Eingrenzungsansätze), Systematisierungsansätze (Strukturierungsgesichtspunkte, textuelle, mediale, pragmatische sowie Rezeptionsaspekte), Grundzüge der Verwendungs-, Form- und Bewertungsgeschichte (Anfänge der Stammbuchseite in Wittenberg, Anfänge der Bezeichnungsgeschichte, Stammbücher aus dem Adels- und Bildungsmilieu, dem niederländischen Späthumanismusmilieu, dem bürgerlichen und pietistischen Milieu sowie dem Künstlermilieu).

Die hier zu besprechende Publikation ist die geringfügig überarbeitete Untersuchung zum Thema, die im Sommersemester 2000 von der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg als Habilitationsschrift angenommen wurde. Sie bietet dem interessierten Leser einen tiefen Einblick in die Situation und Perspektiven der Stamm-

buchforschung. Denn obgleich dieser Forschungsbereich in den letzten zwei Jahrzehnten an wissenschaftlichem Interesse und Erkenntnissen erfreulich viel gewonnen hat, sind unikale Bestände von Autographen europaweit noch größtenteils unbekannt. Um diesen Mangel zu beheben, wird am Institut für Germanistik der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg unter der Leitung von Dr. Werner Wilhelm Schnabel eine Datenbank aufgebaut. Diese soll als zentrales und öffentlich zugängliches Findmittel für die in öffentlichen Bibliotheken und Archiven (gegebenenfalls auch im Privatbesitz) erhaltenen Stammbücher dienen. Das Repertorium Alborum

Amicorum (RAA) wird laufend aktualisiert und erweitert. Es wäre äußerst wünschenswert, wenn sich auch die ungarische Germanistik zur Aufgabe setzen würde, die im RAA gegenwärtig erfassten ca. 13.000 Stammbücher aus gut 430 Bibliotheken und Archiven in 23 europäischen und überseeischen Ländern um die in Ungarn befindlichen Stammbuchbestände zu ergänzen und somit die von namhaften Vertretern der älteren ungarischen Kultur- und Literaturgeschichte eingeleitete Erforschung dieser wahrhaftig „deutschen“ Gattung weiterzuführen.

Tünde Katona (Szeged)

Stein, Stephan: Textgliederung. Einheitenbildung im geschriebenen und gesprochenen Deutsch: Theorie und Empirie. Berlin, New York: de Gruyter, 2003 (Studia Linguistica Germanica 69). 478 S.

Zwei, aus dem Titel sich ergebende, grundlegende Überlegungen seien hier zuerst vermerkt: Einerseits erscheint mir die Frage angebracht, inwiefern das Gebiet der Textgliederung zum Problemkreis der Textlinguistik gehört, d.h. wie weit es bereits von Untersuchungen zum Thema Textgestaltung, Textualität erschöpfend abgedeckt (vgl. Kapitel 14.2.2) worden ist. Andererseits, neben dieser textlinguistischen Relevanz, verspricht uns die Herangehensweise mit der medialen Unterscheidung „geschrieben“ vs. „gesprochen“ einen neuen, bisher eher am Rande behandelten Aspekt in Bezug auf die Textgliederung. Damit knüpft die Arbeit an die seit den 60er Jahren

aktive Gesprochene-Sprache-Forschung an, und wendet (neben zahlreichen anderen Theorieansätzen) in den entsprechenden Kapiteln ihre wichtigsten und relevantesten Erkenntnisse zur Beschreibung der Gliederung an.

Texte zu gliedern ist eine unentbehrliche, uns allen vertraute Aufgabe der alltäglichen Kommunikation. Abhängig davon, in welchem Realisierungsbereich wir uns bewegen, sind wir bestimmten Regularitäten unterworfen, deren systematische Beschreibung und Einbindung in einen theoretischen Analyserahmen, damit sie auch explizit erfassbar werden, auf jeden Fall ein erstrebenswertes und interessante Ergebnisse versprechendes Anliegen

ist. Zudem wird dieses durch eine von Anfang an logisch aufgebaute, durchsichtige thematische Gliederung (im makrostrukturellen Sinne, darauf wird auch teilweise im Buch eingegangen, etwa in den Kapiteln 5 und 6), unterstützt. Dabei ist das Ziel des Autors die Beschreibung jener Mittel und Verfahren, mit denen wir Texte (geschriebene und gesprochene) in Einheiten gliedern (also *wie* die Gliederung gemacht wird und *was* daraus entsteht), und deren theoretische und praktische Erläuterung, sowohl vom Prozess (Produzent-Rezipient) als auch vom Produkt her.

Das Buch umfasst 14 Kapitel, die sich auf 4 Hauptteile verteilen: Während im ersten Hauptteil (welcher 3 Kapitel enthält) die Grundlagen zum Vorgehen, Material sowie die Forschungsansätze in ihren Grundrissen beschrieben werden und das den vierten Hauptteil bildende letzte Kapitel der Bilanz gewidmet wird, sind es die zwischen diesen beiden Teilen angesiedelten 10 Kapitel, die der schon im Titel angezeigten Unterscheidung zwischen geschriebenem und gesprochenem Deutsch Rechnung tragen und dadurch den Rahmen für die Hauptanalyse bilden. Die Teile zur Textgliederung unter Bedingungen kommunikativer Distanz (Kapitel 4-8) und Nähe (Kapitel 9-13) basieren auf der „zweifachen begrifflichen Unterscheidung“ (S. 25) zwischen einerseits medial (graphisch oder phonisch) und andererseits konzeptionell geschriebenen und konzeptionell gesprochenen sprachlichen Äußerungen. Das in der Forschung viel diskutierte Modell von

Koch/Oesterreicher (1985 und 1994) bildet die sprachtheoretische Grundlage dafür (eine Einführung in das Modell ist Gegenstand von Kapitel 3). In einiger Hinsicht wird das Modell für die Zwecke der Untersuchung der Textgliederung in geschriebenen und gesprochenen Texten erweitert, wie zum Beispiel für „die Erklärung der historischen Entwicklung“ (S. 30) der Textgliederungspraxis in der Sprachgemeinschaft.

In den einleitenden Kapiteln, und auch im ganzen Buch, wird auf authentisches, das Verstehen erleichternde, und für die adäquate Beschreibung sowieso notwendiges Sprachmaterial zurückgegriffen. Die Beispieltex-te sind sorgfältig ausgewählt, und stehen thematisch für gewisse Abwechslung (von Presstexten aus dem „Spiegel“ bis hin zu Kindersprache wird vieles angeboten). Der Leser wird exemplarischerweise in die Unterschiede zwischen einem geschrieben und einem gesprochen realisierten Text eingeführt und mit allen für die Gliederung relevanten Implikationen bereits am Anfang teilweise bekannt gemacht. Die manchmal auch trivial erscheinenden Unterschiede zu thematisieren ist gerechtfertigt, da auch ein Vergleich zwischen den Gliederungsmöglichkeiten beider Realisierungsebenen angestrebt wird, d.h. es soll untersucht werden, wie die Textgliederungspraxis an bzw. zwischen den Polen extremer Schriftlichkeit und Mündlichkeit (im Sinne des Modells von Koch/Oesterreicher) aussieht. Generell werden die Begriffe gründlich erklärt und problematische Benennungen (wie etwa ‚Seg-

mentierung' oder ‚Gliederung‘) klar voneinander abgegrenzt, die Relationen zwischen ihnen eindeutig beschrieben, gegebenenfalls wird auch klare und berechtigte Kritik an ihnen geübt (‚Äußerung‘, ‚Ellipse‘).

Nach diesen einführenden Kapiteln des ersten Teiles widmet sich der zweite Hauptteil der Textgliederung und Einheitenbildung im Falle kommunikativer Distanz. Laut Stein stand die Problematik der Gliederung konzeptionell geschriebener Texte bisher weniger im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, weil es durch die Grammatikschreibung als bereits genügend thematisiert galt. Er zeigt uns aber, dass diese Problematik nicht einmal auf der Oberfläche von unkontroversen Erscheinungen befreit ist: Dies erkennen wir leicht, wenn wir nur an die Absätze und deren Relevanz für die Gliederung denken, wobei sie als Orientierungspunkt für den Leser/Schreiber fungieren, wahrscheinlich ohne von allen einheitlich wahrgenommen zu werden. Folgende Ebenen der Textkonstitution schriftlicher Texte werden unterschieden:

a) grammatisch-syntaktisch: U.a. wird das Satzformat und dessen Relevanz für die Gliederung sowie die Geschichte der Terminologie beschrieben (Stein konzentriert sich auch auf textlinguistische Zusammenhänge), ergänzt durch eine Diskussion über das Interpunktionsystem und Ellipsenstrukturen (isolierte Texteinheiten) als einheitenbildungsrelevante Erscheinungen. Positiv zu bewerten ist, dass auch für die alltägliche Praxis der Textkonstitution relevante Feststellungen und Kritikpunkte nicht fehlen. In Bezug

auf die Undurchsichtigkeit mancher Regulierungen zur Interpunktion wird ausgesagt: „Unsere heutigen Interpunktionsregeln und -prinzipien stellen [...] keine von der Sprachgemeinschaft als Ganzes gefundene Lösung zur Gliederung von Schriftsprache dar; sondern müssen als Konstrukt der Grammatikschreibung verstanden werden“ (S. 72). Außerdem wird stets auf das ergänzte Ausgangsmodell von Koch/Oesterreicher bei der Beschreibung und auch bei den exemplarischen Textanalysen konsequent zurückgegriffen.

b) inhaltlich-thematische Organisation von Texten durch Absätze (in der Forschung nur am Rande behandelt) (Kapitel 5)

c) lexikalische Textgliederung mit Hilfe von textorganisierenden Ausdrücken (Kapitel 6)

d) typographische Textgliederung als visuelle Orientierungshilfe (Kapitel 7)

Als Exkurs wird auf die ikonische Textkonstitution im Falle von visuell konkreter Poesie und Werbetexten eingegangen (Kapitel 8). Ausreichende Begründung für ein derartiges Abenteuer ins Literaturland ist durchaus gegeben, denn in der Literatur lassen sich Experimentierfelder ausmachen, „auf denen Formen und Verfahren erprobt werden, mit denen gegen das Konventionelle, beispielsweise der Textkonstitution, verstoßen wird“ (S. 149).

Wir können daher sehen, dass ein sehr breites Spektrum an Realisierungsmöglichkeiten von Textgliederung in geschriebenen Texten behandelt wird, mit dem Ziel, die wichtigsten Aspekte systematisch zu erfassen. Steins

berechtigte Angst, dass Textgliederung ein recht kompliziertes und interdisziplinäres Gebiet mit vielen Verzweigungen in anderen Fachrichtungen sei (S. 446), schlägt sich m.E. darin nieder, dass ich als Leser mich manchmal fragen musste, ob durch die Einbeziehung bestimmter Teilgebiete und die Aufführung von einigen Beispielen und deren Interpretation (etwa orthographisch oder inhaltlich, was nicht in allen Fällen für die Textkonstitution relevant ist, sondern eher zweitrangig in Frage kommt) vielleicht nicht der Rahmen der Untersuchung gesprengt würde.

Im dritten Hauptteil (der ebenenfalls aus 5 Kapiteln besteht) geht es um die Textgliederung unter Bedingungen kommunikativer Nähe. Stein hält das Zusammenspiel verschiedener gliederungsrelevanter Systeme hier für noch wichtiger als im Falle schriftlicher Texte. Der Autor zeigt, dass verschiedene Ansätze (die er als intern-syntaktisch und extern-kommunikativ klassifiziert) die verschiedenen gliederungsrelevanten Systeme unterschiedlich wichten und unterstützt das durch die Durchführung exemplarischer Analysen. Dabei wird auch an die Heterogenität des Untersuchungsgegenstandes erinnert. Da „alle Ansätze mit gewissen Erklärungsdefiziten behaftet sind“ (S. 425), wird im Kapitel 10 ein integratives Gliederungskonzept vorgelegt, wobei die Konzepte der klassischen Konversationsanalyse (wie etwa Turnorganisation) herangezogen werden zugunsten der Beantwortung zweier grundlegender Fragen, nämlich der Bildung (Kapitel 11) und Begrenzung

(Kapitel 12) von Turnkonstruktions-einheiten. Für die erstere ist die syntaktische Konstruktion und deren projektierende Kraft von Belang, bei letzterer kommt der Syntax auch eine wichtige Rolle zu, aber darüber hinaus sind auch Prosodie und lexikalische Gliederungssignale (oder ‚Textorganisationssignale‘ wie der Autor mit vollem Recht vorschlägt) wichtige Gliederungsprinzipien. Welche Wirkung die Höreraktivitäten auf die Textgliederung haben, ist Thema des 13. Kapitels.

Zusammenfassend kann man sagen: Der Leser kann auf eine äußerst informative und auf alle relevanten Details eingehende theoretisch und empirisch fundierte Arbeit hoffen, die ihren Zielsetzungen absolut gerecht wird, und als Nachschlagewerk und/oder Grundlektüre für ein sich für das Thema interessierendes, nicht unbedingt nur linguistisch trainiertes Publikum, von großem Nutzen sein wird. Am Ende jedes (Teil)kapitels stehen die wichtigsten Punkte zusammengefasst, und es wird auch ständig zum Nachdenken bzw. Konsultieren weiterer Fachliteratur angeregt. In diesem Sinne ist die Arbeit sowohl für Einsteiger, als auch für diejenigen zu empfehlen, die schon bestimmte Vorkenntnisse in diesem Forschungsgebiet haben, aber diese vertiefen bzw. besser einordnen möchten (dabei sind die übersichtlichen Tabellen, beispielsweise, von großer Hilfe). Die Arbeit liefert auch wichtige Impulse für die Forschung, schlägt in vielerlei Hinsicht neue Wege ein, wie etwa in der Betonung und consequenten Anwendung des Projektionsbegriffs, d.h. der projektierenden Kraft von

syntaktischen Konstruktionen für die Analyse der Textgliederung in gesprochener Sprache und dessen Leistung für die damit verbundenen nächstsprachlichen Erscheinungen (Herausstellungen, Anakoluthen, Parenthesen). Das

Benennen von Desideraten der Forschung und die Klärung eventueller Streitpunkte runden die klar strukturierte Arbeit ab.

Ádám Gács (Szeged)

Szigeti, Imre: Nominalisierungen und Argumentvererbung im Deutschen und Ungarischen. Tübingen: Niemeyer, 2002 (Linguistische Arbeiten 449). 215 S.

Die empirisch-deskriptiv orientierte Monographie von Imre Szigeti untersucht die im Gegensatz zu dt. *-ung*-Nomina und ung. *-ás/-és*-Nomina bis jetzt eher peripher analysierten *-er*- bzw. *-ól/-ő*-Nominalisierungen (*Leser* bzw. *olvasó*) im Deutschen und Ungarischen. Es geht dabei hauptsächlich um eine Korpusanalyse von Belegen, die dem Korpus der Frankfurter Rundschau und dem Mannheimer Korpus entnommen und durch Belege aus der Fachliteratur ergänzt wurden. Der Autor konzentriert sich bei diesen deverbalen Nominalisierungen ausschließlich auf produktive Wortbildungstypen, bei denen die thematische Struktur des Basisverbs berücksichtigt werden kann. In der vorliegenden Arbeit geht es „um die Beziehung zwischen der Argumentstruktur deverbalen Nominalisierungen und der ihnen zu Grunde liegenden Verben“ (S. 1). Verfügen Basisverb und deverbales Nomen jeweils über eine Argumentstruktur, stellt sich unausweichlich die Frage nach der Relation zwischen den beiden Argumentstrukturen, d.h. danach, welchen Prinzipien die Argumentvererbung unterliegt.

Szigetis Untersuchung basiert auf einem konzeptuellen Ansatz. Nach seiner Konzeptuellen Hypothese (S. 181) werden Wörtern Konzepte zugeordnet, dem Verb *schlafen* etwa das Konzept TÄTIGKEIT/ PERSON, dem daraus gebildeten *-er*-Nomen *Schläfer* das Konzept PERSON. Die konzeptuelle Deutung des Derivats erfolgt aber nicht kompositionell in dem Sinne, dass Suffixen in Anlehnung an lexikalische Elemente Konzepte zugeordnet werden, sondern die Funktion des Suffixes besteht vielmehr in der konzeptuellen Verschiebung, sodass das Wortbildungsprodukt ein anderes Konzept zugeordnet bekommt als die verbale Basis. Die Suffixe *-er/-ő* modifizieren demnach die konzeptuelle Struktur der Basis: bei *Schläfer* vom Konzept TÄTIGKEIT/ PERSON, auf PERSON, die eine Tätigkeit ausübt.

Morphologie (Morphologische Form) wird als eine autonome Komponente der Grammatik angesehen, die die strukturellen Regeln zur Wortbildung bereitstellt. Mit dieser Annahme lehnt der Autor ein syntaktisch angelegtes Modell der Argumentvererbung bei *-er/-ő*-Nomina ab.

Die Arbeit gliedert sich in sechs Kapitel. In Kapitel 1 gibt der Autor einen Überblick über frühere Ansätze im Bereich der Argumentvererbung (lexikalische und nicht-lexikalische Ansätze) und präsentiert die Grundannahmen und die Hypothesen seines Ansatzes. Dabei stellt er die Diskussion der Argumentprojektion, d.h. die Frage, wie Verbarargumente (wenn überhaupt) in deverbalen Nomina realisiert werden können, in den Mittelpunkt der Untersuchung. Es wird zwischen (i) interner, (ii) externer und (iii) kombinierter Realisierung unterschieden. Das Verbarargument kann erstens, wie in *Auftraggeber*, als Kompositionsglied realisiert werden. Das deverbale Zweitglied (*Geber*) projiziert dabei die Argumentstruktur seiner Basis (*geben*). Die Argumentstruktur der Basis wird in Form eines Theta-Rasters (thematische Struktur des Verbs *geben*) für die Projektion zugänglich. Durch diese thematische Struktur (bei *geben* sind es die Theta-Rollen Agens, Benefizienz, Patiens) wird die eigentliche konzeptuelle Struktur des lexikalischen Elements *geben* für die Grammatik sichtbar. Somit wird die thematische Struktur der Basis zur Schnittstelle zwischen der konzeptuellen und der syntaktischen Struktur. Die Projektion der Argumente erfolgt vom internsten zum externen Argument hin, d.h. bei *Auftraggeber* wird das interne Argument mit der Theta-Rolle Patiens projiziert.

In Kapitel 1 wird außerdem eine Verbklassifizierung durchgeführt, die nach syntaktischen und semantischen Kriterien erfolgt und die thematische Struktur der Verben und ihre Argument-

vererbung *berücksichtigt*, um dadurch Bildungseinschränkungen für *-er/-ó*-Derivate zu formulieren.

Kapitel 2 und Kapitel 3 befassen sich mit den *-er*-Nominalisierungen im Deutschen bzw. den *-ó/-ő*-Nominalisierungen im Ungarischen. Dabei konzentriert sich der Autor auf die Diskussion folgender vier Fragen:

(i) Typologisierung genannter deverbaler Nomina in den beiden Sprachen. Im Deutschen können vier Typen der *-er*-Derivate unterschieden werden: Nomina Agentis (etwa 60% aller *-er*-Derivate, z.B. *Gewinner*) mit dem Zielkonzept PERSON, Nomina Instrumenti (*Kühler*, Zielkonzept: GERÄT), Nomina Acti (*Schluchzer*, Zielkonzept: PRODUKT), Nomina Patientis (*Anhänger*, Zielkonzept: OBJEKT). Was die Klassen der *-ó/-ő*-Nominalisierungen betrifft, unterscheidet Szígeti ebenfalls vier Typen: Nomina Agentis (die überwiegende Mehrheit der *-ó/-ő*-Derivate, z.B. *olvasó* ‚Leser‘), Nomina Instrumenti (*szárító* ‚Trockner‘), Nomina Actionis (*találkozó* ‚Treffen‘) und Nomina Loci (*víz tároló* ‚Wasserbehälter‘).

(ii) Bildungseinschränkungen. *-er/-ó*-Derivate lassen sich nicht aus allen Verben bilden, daher diskutiert Szígeti die Frage, welche Beschränkungen dieser Art der Nominalisierung zu Grunde liegen. Er zieht dafür seine Verbklassifizierung in Kapitel 1 heran und stellt im Zusammenhang mit ihnen insgesamt zehn Generalisierungen in Bezug auf die Blockierung der *-er*-Derivate im Deutschen auf, wie zum Beispiel die Generalisierungen, dass aus Hilfs- und Modalverben (*haben*, *können*), obligatorisch reflexiven

Verben (*sich befinden*), Mittelverben (*bekommen*) u.Ä. keine *-er*-Nomina gebildet werden können. Aufgrund der ungarischen Daten stellt er fest, dass *ól/-ó*-Nomina – mit wenigen Ausnahmen – aus allen verbalen Basen bildbar sind. Zu den Ausnahmen gehören etwa Verben mit unpersönlichen Subjekten (**havazó* ‚Schneier‘), unakkusativische Verben (**okosódó* [als Nomen, nicht als adjektivisches Partizip] ‚derjenige, der klüger wird‘) oder deverbale Verben (**mosható* [als Nomen, nicht als adjektivisches Partizip] ‚derjenige, der waschen kann‘) u.Ä. Es lassen sich insgesamt neun Bildungseinschränkungen in Form von Generalisierungen für das Ungarische formulieren.

(iii) Argumentprojektion, Projektionsproblem. Es geht dabei um die Frage, welche Argumente der verbalen Basis prinzipiell projizierbar sind und wie die projizierbaren Argumente in der Nominalisierung realisiert werden. Nicht alle Argumente der verbalen Basis lassen sich projizieren. Diesbezüglich kann folgendes Theorem aufgestellt werden: Argumente der Basis, „denen dasselbe Konzept zu Grunde liegt wie das Zielkonzept der Nominalisierung, können generell nicht projiziert werden, sofern beide mit der gleichen Position in der Argumentstruktur verbunden werden“ (S. 180). Nach diesem Projektionstheorem kann beispielsweise das Subjekt-Argument des Ausgangsverbs, das Träger der thematischen Rolle Agens ist, nicht bei Nomina Agentis projiziert werden, da diesen ebenfalls das Konzept Agens zugeordnet wird.

(iv) Ambiguität der *-er/-ó*-Derivate:

Es lassen sich sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen ambige *-er/-ó*-Nomina beobachten, d.h. Fälle, in denen dem Derivat mehrere Lesarten zugeordnet werden. Szigeti geht der Frage nach, in welchem Maße und vor allem bei welchen Klassen der *-er/-ó*-Nomina eine Ambiguität möglich ist. Die Daten beider Sprachen zeigen, dass eine Ambiguität häufig zwischen Nomina Agentis und Nomina Instrumenti, niemals aber zwischen Nomina Agentis und Nomina Patientis auftritt. Szigeti erklärt diese Datenlage mit der Gesetzmäßigkeit, dass Ambiguität dann auftritt, wenn die Zielkonzepte bei den Basen solchen Argumenten zugeordnet werden, die die gleiche Position in der Argumentstruktur einnehmen können (S. 48). Dies ist zweifelsohne der Fall bei den Zielkonzepten TÄTER und GERÄT, da sie beide als externe Argumente (Agens) des Verbs auftreten können, woraus folgt, dass Nomina, die dieses externe Argument der Basis projizieren, prinzipiell ambig sein können in Bezug auf die Nomen-Agentis- und der Nomen-Instrumenti-Lesart.

Was die externe oder interne Realisierung des Verbargumentes betrifft, so lassen sich im Ungarischen weitere Deutungsunterschiede erkennen. Wie Szigeti feststellt, unterscheiden sich die Formen *regényíró* (intern projizierte Konstituente: ‚Romanschriftsteller‘) und *a regény írója* (extern projizierte Konstituente: ‚Schreiber des Romans‘) dadurch, dass Ersterer über eine generelle (indefinite), Letzterer über eine definite Lesart verfügt.

Kapitel 4, „Vergleichende Aspekte“,

ist den Generalisierungen zu den *-er/ó-*Bildungen gewidmet. Hier führt der Autor nochmals sämtliche Ähnlichkeiten oder Parallelen zwischen dem Deutschen und dem Ungarischen in Bezug auf die Deutungsmöglichkeiten, Bildungseinschränkungen und eventuelle Ambiguitäten von *-er/ó-*Nomina an.

Das Buch richtet sich an Linguisten,

Studierende in höheren Semestern, aber auch an alle linguistisch interessierten Leser, die sich eine eingehendere Beschäftigung mit kontrastiver Linguistik, Lexikologie, Wortbildung, generativer Syntax oder (formaler) Semantik vornehmen.

György Scheibl (Szeged)

**Volkman, Laurenz; Stierstorfer, Klaus; Gehring, Wolfgang (Hg.):
Interkulturelle Kompetenz. Konzepte und Praxis des Unterrichts.
Tübingen: Narr, 2002 (Narr Studienbücher). 248 S.**

Obwohl der interkulturelle Ansatz seit den 90er Jahren einen wichtigen Platz in der Fremdsprachendidaktik errungen hat und seitdem viele Studien zum Thema erschienen sind, leistet das vorliegende Buch einen innovativen Beitrag zur bisherigen Forschungsliteratur, indem es unterrichtsbezogene Analysen und zur Nachahmung anregende Fallbeispiele für unterschiedliche Schularten, Altersklassen und auch für das betriebliche Umfeld darstellt. Darüber hinaus vermittelt das Buch nicht nur rein faktisches interkulturelles Wissen, sondern bezieht in das Spektrum der zur interkulturellen Kompetenz gehörenden Bereiche Verhaltens- und Kommunikationsmuster, Höflichkeitsformen und Gesprächsführungsstrategien, Ess- und Trinkgewohnheiten, Gestik, Mimik und Körpersprache mit ein. Trotz des schlichten und nüchternen Titels bietet diese Studiensammlung also eine farbenreiche und mannigfaltige Auswahl an Einsatzmöglichkeiten von interkultureller Kompetenz. Der Sammelband ist gemäß der

Aufeinanderfolge der schulischen Ausbildung aufgebaut – auf Beiträge zur Primarstufe folgen Abhandlungen über die Sekundarstufen I und II bis hin zur Universitäts- und außerschulischen Bildung – wobei die einzelnen Aufsätze nur locker durch das Titelthema miteinander verbunden sind. Im Folgenden werde ich auf alle im Band enthaltenen Beiträge kurz zu sprechen kommen.

Der erste Beitrag von *Laurenz Volkman* ist eine einleitende Studie zum Thema Interkulturelle Kompetenz. Der Autor stellt zunächst die gängigen Definitionen und die bildungspolitischen Ziele der interkulturellen Kompetenz vor und gibt daraufhin einen historischen Überblick über die bisherige Forschung. Dabei werden dem Leser durchaus auch die Gefahren und Kritikpunkte dieses Ansatzes vor Augen geführt. Danach schildert der Verfasser den Zusammenhang zwischen Stereotypen und interkultureller Kompetenz und kommt im Hinblick auf die Tatsache, dass Stereotypen nicht zu

beseitigen sind, zu dem Schluss, dass es die Aufgabe des interkulturellen Fremdsprachenunterrichts sei, diese Kompetenz durch ein ständiges „Wechselspiel von Innen- und Außenperspektive“ (S. 23) vorzubereiten, vorzustrukturieren und die Schüler zu einer selbstständigen Urteilsbildung anzuregen. Nach eingehender Schilderung der kulturell unterschiedlichen Beziehungsstrukturen, Konventionen und Kommunikationsrituale zeigt der Autor die kulturspezifische Strukturierung der Wirklichkeit und der Weltwahrnehmung an zahlreichen praktischen Beispielen und präsentiert darüber hinaus einen kurzen Fragebogen, der auch im Unterricht einsetzbar ist.

Der nächste Beitrag ist der Einführung der Vermittlung von interkultureller Kompetenz in der Grundschule gewidmet. *Isabel Vollmuth* stellt überzeugend und mit vielen in der Praxis einsetzbaren Lernmaterialien dar, dass man nie zu jung für interkulturelles Lernen ist. Auch sie definiert zunächst den Begriff der Interkulturellen Kompetenz und gibt dann sowohl aus den Bereichen der Linguistik, Literatur und Landeskunde als auch aus dem Bereich der Höflichkeitsforschung zahlreiche Beispiele dafür, wie man neben Sprachkenntnissen auch Landeskunde im Unterricht vermitteln kann. Sie erwähnt dabei auch die Sprachspiele, die besonders bei jungen Lernern gut ankommen können, und stellt ebenso dar, wie die Vermittlung von interkultureller Kompetenz auch in andere Fächer, etwa in den Religions-, Musik-, Mathematik- oder Sportunterricht integriert werden kann.

Der nächste Autor, *Wolfgang Gehring*, befasst sich in seinem Beitrag zunächst mit den historischen Dimensionen der Fremdsprachenvermittlung und geht dann auf den Bereich der kommunikativen Kompetenz und der Fähigkeit zum Diskurs über. Er betont die Wichtigkeit der Vermittlung von kommunikativen Höflichkeitsformen und meint, dass bei der Vermittlung von landeskundlicher Kompetenz auch solche Texte aufgegriffen werden sollten, mit deren Hilfe akzeptierte oder nicht akzeptierte Sprachverhaltensweisen problematisiert werden können. Gehrings Beitrag richtet sich an die Haupt- und Realschulen, seine Bemerkungen, Beispiele aus Lehrbüchern und Musterübungen können aber für alle schulischen und außerschulischen Bereiche interessante Aspekte bieten.

Ausgesprochen unterrichtsorientiert erweist sich der Aufsatz von *Georg Aigner* zum Thema „Interkulturelles Lernen an beruflichen Schulen“. Zur Bewusstmachung kultureller Unterschiede beginnt der Autor seinen Beitrag mit der Analyse einer Umfrage, die mit englischen Austauschschülern zu ihrem Deutschlandbild durchgeführt wurde. Danach geht er auf wichtige Unterschiede in der Weltwahrnehmung ein, wie zum Beispiel auf die je nach Kulturkreis unterschiedlichen Zeitvorstellungen, Ess- und Trinkgewohnheiten, Tischsitten und schließlich Gestiken und Körpersprache.

Über den Einsatz literarischer Texte im fremdsprachlichen Unterricht können wir in *Klaus Stierstorfers* Beitrag lesen. Literatur zur Förderung der interkulturellen Kompetenz ist zwar kein

neuer Gedanke, Stierstorfers Textbeispiel, eine Passage voller kultureller Missverständnisse aus Bharati Mukherjees' Roman „Jasmine“ (1989), gibt jedoch interessante Anregungen zur Verwendung ähnlicher literarischer Quellen im Unterricht. Doch im Hinblick auf die Tatsache, dass der Beitrag keine didaktisierten Lernmaterialien enthält und außer dem oben erwähnten kurzen Romanbeispiel nur noch aus theoretischen Erläuterungen besteht, fällt der Beitrag in diesem Sammelband aus dem Rahmen. Den ersten Teil der Studie über poetologische und literaturtheoretische Modelle halte ich hinsichtlich des zu bearbeitenden Themas für irrelevant, und die Parallele zwischen interkultureller Kompetenz und John Keats' „spontaner Empathie“, „Ambiguitätstoleranz“ (S. 127) und Wolfgang Isars Triade über das Imaginäre, Reale und Fiktive finde ich etwas zu erzwungen.

Am Beispiel des kanadischen Multikulturalismus und der Kanada-Vorstellungen deutscher Studierender versucht Heinz Antor im nächsten Beitrag den Begriff der Interkulturellen Kompetenz zu erläutern. Er beschreibt dazu einen empirischen Versuch, bei dem Universitätsstudenten literarische Texte und einen Videoclip über die kanadische (Multi)Kultur analysierten, da Interkulturalität beim Verstehen von multikulturellen Gesellschaften anfängt. Das Projekt der Text- und Bildanalyse bot nicht nur eine Möglichkeit der binnensperspektivischen Betrachtung und der Konfrontation mit vernachlässigten ethnischen Gruppen in Kanada, sondern kann auch als Warnung vor einer zu

sehr simplifizierenden und homogenisierenden Stereotypisierung aufgefasst werden.

Anschließend widmet sich *Ursula Weier* sowohl den schulischen als auch den außerschulischen Bereichen und vergleicht verschiedene Aspekte des englischsprachigen Alltagslebens mit den Stereotypen, die in Lehrbüchern der Erwachsenenbildung zu finden sind. Weier geht davon aus, dass diese Stereotypen (über die ethnische Zusammensetzung der Population, das Wetter, die Ess- und Trinkkultur, die Wohn- und Familiensituation, die Frauen- und Männerrollen und schließlich über die Nationalität) die ersten interkulturellen Begegnungen mit der fremden Kultur sind, und es deshalb wichtig wäre, diese Beschreibungen und Bilder mehr dem Alltagsleben und weniger den Prototypen gemäß zu gestalten.

Interkulturelles Lernen geschieht jedoch nicht nur in den traditionellen Lernsituationen, in denen man mit der fremden Kultur mithilfe von Lehrbüchern vertraut gemacht wird, sondern es kann durchaus auch im Berufsleben z.B. während eines Auslandsaufenthaltes passieren, dass die interkulturelle Kompetenz durch authentische Situationen gefördert wird. *Nicole Bernhard* berichtet über eine solche Situation, und zeigt, inwieweit spezielle Trainingsmaßnahmen während eines Auslandsaufenthaltes nötig sind, um für den dortigen Alltag ausreichende interkulturelle Kompetenz zu erwerben. Dies kann durch ein Sensibilisierungstraining, das zur Wahrnehmung kultureller Unterschiede befähigt, oder durch

Simulationsspiele geschehen. Die in diesen gesammelten Eindrücke und Erfahrungen lassen sich dann nach gemeinsamen Diskussionen auf das Alltagsleben und auf Kulturunterschiede transferieren.

Von einem ähnlichen Ausgangspunkt, also vom Lernen im Ausland, gehen auch *Lorna John* und *Doris Teske* das interkulturelle Lernen an. In ihrem Beitrag berichten sie über einen untypischen Londoner Stadtbesuch, bei dem im Gegensatz zu den „klassischen“ Stadtrundfahrten den Besuchern auch individuelle Erfahrungen und Konflikte aus ungewohnten Sichtweisen begegnen können. Die Autorinnen analysieren daraufhin Lehrwerke im Hinblick darauf, wie sie London durch authentische Texte, Fotos und Hörmaterialien vorstellen. Sie kommen allerdings zu dem Schluss, dass selbst das beste Lehrbuch nicht das empirische Erleben der Stadt ersetzen oder simulieren kann, deshalb halten sie den Einbau einer tatsächlichen Stadterfahrung in den Unterricht, also eine Reise ins Ziel-land, für eine einmalige Möglichkeit, die interkulturelle Kompetenz zu fördern. In dem Artikel können wir über *pre-visit* und *post-visit activities* lesen, und die theoretischen Grundgedanken werden auch in diesem Beitrag von konkreten, unterrichtsbezogenen Lehrmaterialien begleitet.

Der Sammelband ist außer den oben genannten wenigen Kritikpunkten aus einer guten Auswahl von Studien zusammengestellt worden und gibt ein übergreifendes Bild von den verschiedenen Erscheinungsmöglichkeiten interkultureller Kompetenz. Vielleicht wäre es jedoch sinnvoller gewesen, nicht alle Beiträge mit einer Definition des Begriffs der Interkulturellen Kompetenz beginnen zu lassen, da dies nach dem dritten Definitionsversuch schon recht monoton wirkt. Andererseits ist dieser Umstand eine verständliche Konsequenz der Tatsache, dass – wie es auch die Herausgeber im Vorwort betonen – jeder Beitrag auch als in sich geschlossene Lektüre verstanden werden kann. Die Arbeiten erfüllen die in der Zielsetzung des Bandes formulierten Kriterien und sind durch ihre Konstruktivität und Vielfalt auch für die Praxis von großem Nutzen. Besonders positiv zu vermerken ist, dass jedem Beitrag ausführliche bibliographische Angaben folgen, ein Umstand, der dem interessierten Leser eine gezielte Recherche in der Forschungsliteratur um vieles erleichtert. Das Buch ist durchaus lesenswert und wird allen, die sich Gedanken über die Förderung der interkulturellen Kompetenz machen, empfohlen.

Gabriella Gárgyán (Szeged)

Wierlacher, Alois; Bogner, Andrea (Hg.): Handbuch interkulturelle Germanistik. Stuttgart, Weimar: Verlag J.B. Metzler, 2003. 689 S.

Die ‚Interkulturelle Germanistik‘, deren Entwicklung eng mit dem Namen des Herausgebers des hier besprochenen Sammelbandes verbunden ist, beansprucht für sich, eine der „wenigen erfolgreichen Neuentwicklungen“ (S. 1) der jüngsten Geschichte der Germanistik zu sein. Der Dachbegriff für eine „Fremdkulturwissenschaft mit Eigenschaften einer vergleichenden Kultur-anthropologie“ (S. 1) wird seit 1984 verwendet, als sich eine gleichnamige Gesellschaft (GIG) konstituierte, die den von unterschiedlichen Kulturen bestimmten Interessen an der deutschen Sprache gerecht werden wollte. Das Konzept einer ‚interkulturellen Germanistik‘ hat sich vornehmlich aus der fachdidaktischen Notwendigkeit eines lernerorientierten und gegenwartsbezogenen Fremdsprachenstudiums entwickelt, begründet sich aber auch aus der politischen Notwendigkeit, unterschiedliche Traditionen, Rechtssysteme und kollektive Sinnentwürfe weltweit miteinander zu vernetzen. Es begreift Fremdsprachenlernen als Feld interkultureller Zusammenarbeit, hat die ‚herkömmliche Germanistik‘ aber auch in Richtung einer angewandten Kulturwissenschaft weiterentwickelt. Neben Alois Wierlacher haben v.a. Hermann Bausinger und Dietrich Krusche das Fach entscheidend vorangebracht. Bisherige Meilensteine waren die Gründung des „Jahrbuchs Deutsch als Fremdsprache“ (1975) und die Sammelbände „Das Fremde und das Eigene“ (1985), „Perspektiven und

Verfahren interkultureller Germanistik“ (1987), „Praxis interkultureller Germanistik“ (1993). Das vorliegende „Handbuch“ ist ohne Zweifel als ein weiterer Meilenstein zu betrachten.

Der Band enthält 90 Beiträge, die zu 5 Teilen gruppiert sind. Es beginnt mit einer grundlegenden Einführung in Geschichte und Theorie interkultureller Germanistik (A. Wierlacher), dem „Horizonte und Fluchtlinien interkultureller Germanistik“ mit 23 Beiträgen folgen, die sich unterschiedlichen Aspekten der Konzeptionsbildung widmen. Dieser 2. Teil geht von der „Kultur(en)gebundenheit“ jeder germanistischen Arbeit aus und will „Verbundqualifikationen“ (S. 21) bereitstellen, welche die Grenzen zu anderen Disziplinen überschreiten: Philologische Kompetenzen sollen durch berufspraktische Fähigkeiten zu Arbeitsfeldern wie Wissenschaft, Bildung, Wirtschaft, Politik, Verwaltung und internationale Zusammenarbeit ergänzt werden. Die Beiträge widmen sich deshalb nicht nur Bereichen, die man noch mit Germanistik assoziieren mag, wie „Interkulturelle Kommunikation“ (E.W.B. Hess-Lüttich) oder „Germanistik und European Studies“ (P. M. Lützel). Im Verständnis dieses Bandes bilden vielmehr auch Themen wie „Internationale Beziehungen – International Relations“ (H. Kleinschmidt), „Menschenrechte und Interkulturalität“ (T. Göller), „Europäische Rechtskultur“ (P. Häberle) oder „Wissenschaftliche Weiterbildung“ (A. Vochtel) „Horizonte

und Fluchtlinien interkultureller Germanistik". Das ist fragwürdig, zumal die Beiträge nicht immer klar genug machen, wie die Wissenschaftsgebiete der Soziologie, Politikwissenschaft, Wirtschafts- oder Rechtswissenschaften, aus denen sie stammen, denn nun interdisziplinär mit germanistischen Fragestellungen verbunden werden können.

Grenzüberschreitungen, die philologische Arbeitsfelder zugunsten anderer Fächer verlassen, verweigern sich viele Germanisten mit Recht. Seit einigen Jahren werden gleichwohl auch in Ungarn interkulturelle Fragestellungen verfolgt, die interdisziplinär orientiert sind. Ihre Bedeutung dürfte wachsen, weil traditionelle Forschungsgebiete der ungarischen Germanistik so wesentliche Modernisierungsimpulse erfahren können. Wer diesbezügliche Ambitionen hegt, sei insbesondere auf den 3. Teil dieses Bandes verwiesen, welcher der terminologisch-methodologischen Vorabklärung dient. Unter den 22 Beiträgen, die sich mit „Rahmenbegriffe(n) interkultureller Germanistik“ befassen, sollen die Aufsätze zum „Dialog“ (*K. Esselborn*), zur „Fremdheit“ (*C. Albrecht*), zur „Kultur“ (*H. Bausinger*) sowie zur „Interkulturalität“ und „Toleranz“ (beide *A. Wierlacher*) herausgegriffen werden, weil sie ähnlich Scharfsichtiges zur Konturierung des gesamten Ansatzes beitragen wie *Karl-fried Knapps* „Kulturunterschiede“ im 2. Teil (S. 54-60). Durch die Klärung der Frage, was mit ‚inter-kulturell‘ sinnvollerweise gemeint werden kann, werden die Potenzen, aber auch die Grenzen einer Konzeption deutlich, die

zwar wissenschaftlich argumentiert, aber nicht unwesentlich politisch motiviert ist.

Das ‚inter‘ der interkulturellen Germanistik bezeichnet die Bereiche *zwischen* unterschiedlichen Kulturen und strebt nach deren *wechselseitiger* („reziproker“) Ergänzung. Zwischen Eigenständigkeiten und Gemeinsamkeiten, den Abgrenzungen und Kooperationen der Kulturen wird ein Ausgleich gesucht. Oft unausgesprochen vorausgesetzt wird, dass unterschiedliche Kulturen vorhanden sind und in gegenseitigen Kontakt treten. Dieses Konzept beansprucht globale Gültigkeit, kann seine Herkunft aus europäischen bzw. deutschen Wissenschaftskontexten aber nicht verleugnen. Obwohl ‚Interkulturalität‘ als universeller Appellbegriff gedacht ist, dürfte er eine ähnlich begrenzte kulturelle Reichweite haben wie der Begriff des Dialogs: *Karl Esselborn* weist in diesem Band darauf hin, dass das Gespräch in bestimmten außereuropäischen Kulturen nicht auf rational argumentierenden, sachbezogenen Austausch unterschiedlicher Positionen zielt, sondern auf seinen „Ereignischarakter“ (S. 220). Auch ein Begriff wie „Selbstaufklärung“ (S. 30) könnte traditionell geprägten asiatischen oder afrikanischen Kulturen fremd bleiben. *Klaus Müller* bezweifelt gar, „dass man eine fremde Kultur, in die man nicht hinein sozialisiert wurde, überhaupt jemals verstehen kann.“ („Konstruktivistische Perspektiven kultureller Wirklichkeit“, S. 95)

Als Kern des Handbuches kann der 4. Teil betrachtet werden, und zwar nicht nur weil er der umfangreichste

ist. Er vermittelt die konkretesten Vorstellungen davon, was die interkulturelle Profilierung der germanistischen Teilgebiete bedeuten könnte. In weitere Unterpunkte unterteilt, widmet er sich unterschiedlichen Komponenten interkultureller Germanistik: 4.1. Sprachforschung und Sprachlehrforschung (12 Beiträge), 4.2. Literaturforschung und Literaturlehrforschung (8 Beiträge), 4.3. Kulturwissenschaftliche Landeskunde (7 Beiträge) und 4.4. Kulturwissenschaftliche Xenologie und Kulturkomparatistik (9 Beiträge). Wegen ihrer großen Zahl können auch für diesen Teil nur ausgewählte Aufsätze erwähnt werden. Zu den wichtigsten gehören: „Interkulturelle Fremdsprachendidaktik“ (*H.J. Krumm*), „Interkulturelle Aspekte der Lehrplanentwicklung und Lehrwerkgestaltung für Deutsch als Fremdsprache“ (*G. Neuner*), „Kulturanthropologische Horizonte interkultureller Literaturwissenschaft“ (*D. Bachmann-Medick*), „Interkulturelle Medienwissenschaft“ (*G. Großklaus*) und „Interkulturelle Literaturdidaktik“ (*K. Esselborn*).

In einigen Fällen lässt schon der Titel ahnen, dass in diesem Handbuch nicht nur Beiträge Aufnahme gefunden haben, die Wierlachers Begriff von *Inter-kulturalität* entsprechen. In „Soziolinguistik“ geht *Klaus Mattheier* zum Beispiel davon aus, dass die Probleme des Kontaktes von Sprachvarietäten, die er hier behandelt, zum „Umfeld interkultureller Germanistik“ gehören (S. 373-380), was schwer nachzuvollziehen ist. Um Interkulturalität und Linguistik enger miteinander zu verbinden, konzentriert sich *Fritz*

Hermanns dagegen auf *kulturgebundene* Subdisziplinen wie Semiotik, Semantik und Sprachpragmatik. Was er mit dem Oberbegriff (S. 364) „Interkulturelle Linguistik“ kreiert, entspricht freilich nicht den Kriterien des ‚Zwischenbereichs‘ und der ‚wechselseitigen Bereicherung‘, wie sie oben erläutert wurden, sondern beschäftigt sich mit Fragestellungen nach ‚Gemeinsamkeiten und Unterschieden‘, die *Eberhard Scheiffele* ganz bewusst von denen der interkulturellen Germanistik unterscheiden will. („Interkulturelle Germanistik und Literaturkomparatistik: Konvergenzen, Divergenzen“, S. 569-576)

Was ‚Inter-Kulturalität‘ ist, scheint für Literaturwissenschaftler klarer zu sein, denn *Dietrich Krusche*, *Norbert Mecklenburg* und *Horst Steinmetz* bleiben dem Begriff *Wierlachers* und *Scheiffelles* verbunden, vermögen der Problematik aber trotzdem eigene Perspektiven abzugewinnen. Ein grundlegender Beitrag *Norbert Mecklenburgs* bestimmt die theoretische Herausforderung interkultureller Literaturwissenschaft im „Verhältnis von kultureller und ästhetischer Differenz bzw. Alterität“. Wer das interkulturelle Potential *künstlerischer* Texte erschließen wolle, habe sich auf ihre *literarische* Spezifik zu beziehen. Zu fragen ist, „wie und mit welchen Effekten [...] kulturelle Differenzen inszeniert“ (S. 434) werden. Von dieser sehr überzeugenden theoretischen Basis ausgehend werden interkulturelle Imagologie, der Exotismus oder die Reiseliteratur als praktische Arbeitsgebiete benannt.

Dietrich Krusche sieht die literatur-

wissenschaftliche Aufgabe in text-bezogenen Untersuchungen über die Bedingungen fremdkultureller Lesarten. In „Lese-Differenz: Der andere Leser im Text“ widmet er sich Interpretationsproblemen, die auf kulturellen Unterschieden beruhen. Zu den Konsequenzen seines Ansatzes gehört, dass sich der Münchner Emeritus für interkulturelle Hermeneutik beim „Verhandeln literarischer Lektüren“ nicht für intellektuell qualifizierter hält als Studenten aus Nairobi. Damit dürften sich wohl nur wenige Kollegen anfreunden können.

Die letzten beiden Untergruppen des Teiles 4 (4.3. „Kulturwissenschaftliche Landeskunde“ und 4.4. „Kulturwissenschaftliche Xenologie und Kulturkomparatistik“) widmen sich germanistischen Komponenten, die von vornherein kulturwissenschaftlich ausgerichtet sind. Hier seien nur die Beiträge „Landeskunde als Landesstudien“ von *Alois Wierlacher* sowie „Fremdheitsforschung und Fremdheitslehre (Xenologie)“ von *Corinna Albrecht* hervorgehoben, die sehr gute Einführungen in den aktuellen Stand von Lehr- und Forschungsbereichen bieten, in denen sich auch ungarische Germanisten versuchen. Aus Sicht einer „Anrainergermanistik“ muss freilich kritisiert werden, dass keine Landeskunde-Konzeption vorgestellt wird, die – wie das D-A-CH-Konzept – die anderen deutschsprachigen Länder berücksichtigt. Sieht man von wenigen Beiträgen des Handbuches (wie *U. Ammon*: „Nationale Unterschiede der deutschen Sprache“; *H.-J. Krumm*: „Fremdsprachendidaktik“) ab, werden die kultu-

rellen Spezifika Österreichs und der Schweiz sogar generell ignoriert. Das verwundert doch sehr und sollte in einer Neuauflage unbedingt korrigiert werden.

Dabei muss eigentlich auch der 5. und letzte Teil über „Länderspezifische Ansätze interkultureller Germanistik“ erweitert werden. Er bietet zwar Beiträge über Australien, China, Dänemark, Deutschland, Indien, Polen, Portugal und die USA. Mit Afrika und Lateinamerika aber fehlen ganze Kontinente, auch die arabischen Länder wären der Aufmerksamkeit wert, nicht nur aus aktuellen Gründen. Das mögen aber schon Erwartungen sein, denen das Konzept beim besten Willen nicht gerecht werden kann. Selbst in Frankreich ist die interkulturelle Germanistik nämlich nicht anerkannt, und auch außerhalb Europas ist sie, genau betrachtet, nur in wenigen Instituten regelrecht entwickelt; ein Paradebeispiel ist die Universität Mumbai (*Annakutty V.K. Findeis*: Germanistik in Indien auf dem Weg zu einer interkulturellen und interdisziplinären Wissenschaft, S. 638-646). In Deutschland bestimmt das Konzept letztlich nur in wenigen Universitäten die germanistische Ausbildung, vornehmlich im „Deutsch als Fremdsprache“. Nur in Bayreuth, wo *Alois Wierlacher* lehrte, firmiert es unter dem Label, der für das Handbuch gewählt wurde.

Wie mehrfach angedeutet, folgt nur ein Teil der Autoren dem begrifflichen Konzept des Herausgebers, dessen Vorwort aus pragmatischen Gründen auf „Mehrdimensionalität“ und „Vielfalt“ setzen musste und „Disharmo-

nien" nicht ausschließen wollte (S. IX). Das ist verständlich. Seiner Behauptung, interkulturelle Germanistik biete „nicht ein Weniger an bisheriger Germanistik, sondern ein Mehr" (S. XI) muss abschließend dennoch widersprochen werden, denn jede Erweiterung hat ihren Preis.

In Ungarn gibt es wie in den anderen Anrainerstaaten, die zum deutschsprachigen Kulturraum engste Beziehungen haben und inzwischen der

Europäischen Union beigetreten sind, sicher noch wichtigere Aufgaben, als Germanistikstudenten zu vergleichenden Kulturanthropologen auszubilden. Dennoch muss klar gesagt sein, dass kein Auslandsgermanist an dem materialreichen Handbuch vorbei kommt, das klare, schnelle und nützliche Einblicke in ein modernes Fachkonzept bietet.

Andreas Herzog (Budapest)

Ziegler, Arne; Dürscheid, Christa (Hg.): Kommunikationsform E-Mail. Tübingen: Stauffenburg, 2002 (Textsorten, Band / Volume 7. Hg. v. Kirsten Adamzik, Gerd Antos und Wolfgang Heinemann). 318 S.

Der E-Mail-Kommunikation kommt in unserer heutigen Gesellschaft eine immer größere Rolle zu. An vielen Arbeitsplätzen, aber auch in der privaten Kontaktpflege gewinnt sie allmählich an Bedeutung, woraus sich für die Forschung Fragen ergeben, die sich unter anderem auf das veränderte Kommunikationsverhalten, auf die eventuelle Herausbildung einer neuen Textsorte, auf die sich aus dem Medium resultierenden Einflussfaktoren beziehen. Der vorliegende Sammelband sucht auf diese und ähnliche Fragen eine Antwort, denn obwohl zahlreiche Studien schon bezüglich der neuen Medien unseres Zeitalters erschienen sind, blieb die E-Mail-Kommunikation jedoch für eine gewisse Zeit lang nur ein Forschungsdesiderat. In dieser Hinsicht will der Band eine (sprach-)wissenschaftliche Lücke füllen, und damit im Zusammenhang auch zu einer

weiterführenden wissenschaftlichen Diskussion anspornen.

Die Palette der dreizehn Beiträge ist reich. Es befinden sich hier neben textlinguistischen, vergleichenden Aufsätzen auch solche, die stilistikbezogen sind, bzw. die die Metakommunikation in den E-Mails im Auge haben. Neben deutschen Autoren haben auch die Arbeiten anderer Nationalitäten im Band Platz gefunden.

Der Aufsatz von A. Ziegler „E-Mail – Textsorte oder Kommunikationsform?“ behandelt ein allgemeines und grundlegendes Thema, und geht der im Beitragstitel formulierten Problematik nach, was überhaupt E-Mails seien. Ein Blick auf die Forschungsliteratur zeigt, dass die Bestimmung des Untersuchungsgegenstandes mit unterschiedlicher Schärfe durchgeführt und keinesfalls einheitlich sei. Die terminologische Vielfalt, mit der der Gegenstand

abgedeckt werden soll, reicht von *Textsorte*, über *Gattung* bzw. *kommunikative Gattung* bis hin zu *Kommunikationsform*. Bei der Klärung der Frage muss in Betracht gezogen werden, dass die Methode der klassischen, strukturalistisch geprägten Sprachwissenschaft, die ihren Gegenstand von seiner materiellen Grundlage abstrahierte, heute nicht mehr bestehen kann. Man denke nur an Hypertexte und die interaktiven Schreibweisen. Nach Abgrenzung von Textsorte und Kommunikationsform erweist sich diese letztere als integrativer Teil einer Gesamtkonzeption *Textsorte*. Der Zusammenhang von Textsorten und Kommunikationsformen wird auf Seite 23 durch eine Abbildung veranschaulicht. Als Fazit gilt dementsprechend: E-Mails, verstanden als *genus proximum*, sind als Kommunikationsform aufzufassen.

Nach diesem einleitenden und begriffsbestimmenden Aufsatz behandeln die weiteren einen jeweils anderen Aspekt der E-Mailforschung. Aus der korpusbasierten Untersuchung von *U. Schmitz* wird deutlich, dass in E-Mails praktisch alles möglich ist sowohl thematisch und funktional, als auch medial, denn die Attachments können außer Textdokumenten auch Audio- bzw. Videodateien enthalten. Das einzig entscheidende Merkmal gegenüber anderen (auch nicht computergestützten) Kommunikationsformen ergibt sich aus den technischen Bedingungen vor allem der benutzten Software (für das Mail-Formular). Der Stil spielt ebenfalls eine wichtige Rolle im Beitrag „E-Mail zwischen Stil und Lifestyle“ von *P. Handler*, worin er Fragen nach-

geht, die sich auf Aufbau, Inventar von E-Mails beziehen. Des Weiteren geht er auf den Einflussfaktor, auf das Verhältnis von individuellem Stil und Konvention, auf notwendige Kompetenzen und am Ende auf Aspekte ein, die den Lebensstil beeinflussen, denn „[d]ie E-Mail prägt jedenfalls schon erheblich die sozialen Beziehungen vieler Menschen“ (S. 161). Der ebenfalls stilistisch orientierte Aufsatz von *E. Felder* referiert zuerst auf das Konzept „Arbeit am Stil“, das sich „auf die konkrete Sprachanwendung bzw. auf den Sprachgebrauch“ (S. 171) bezieht. Dem folgt ein nicht nur stilistischer Vergleich von Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Brief und E-Mail.

J. Meiers Beitrag fokussiert auf Kontinuität und Wandel beim Brief, der aus dem ursprünglichen Papierbrief sich zu elektronischer Mail entwickelt hat, wobei er auch einen historisch-systematischen Funktionswandel erfuhrt. All das erfordert heute die theoretische und praktische Neubestimmung des literarischen, kommunikativen und psychologischen Charakters des Briefes. Der Beitrag „Kommunikationsform Newsletter“ von *M. Skog-Södersveed* hat eine besondere Variante von E-Mails, die Newsletter zum Gegenstand. Ihr Korpus bilden Newsletter des Magazins FOCOS-Online. Der Analyse des Layouts folgt die Untersuchung des Vorkommens und der Frequenz der Personalpronomina *wir* und *unser* bzw. *Sie* und *Ihr* auch mit einer zusammenfassenden tabellarischen Darstellung.

Im Mittelpunkt des Aufsatzes von *Ch. Dürscheid* stehen die SMS-Texte, weil sie weniger als E-Mails erforscht

sind. Die Arbeit zieht einen Vergleich zwischen E-Mails und SMS, weil bei beiden die Kommunikation asynchron ist, beide Kommunikationsformen medial schriftlich sind und weil es sich prototypisch um eine adressatengerichtete Kommunikation handelt. Nach der Erörterung der Vor- und Nachteile der betreffenden Kommunikationsformen kommt es zur Vorstellung der korpusbasierten linguistischen Analyse, die in erster Linie die Rechtschreibfehler und die vielen Abkürzungen, bzw. deren mögliche Gründe detailliert. Dargelegt werden noch die sprachlichen Ausdrucksmittel, besonders syntaktische (sporadische Verwendung syntaktisch voll explizierter Sätze) und pragmatische Besonderheiten (Begrüßungs- und Verabschiedungsformel; Situationsgebundenheit u.a.).

Unter den Beitragenden finden wir *E. Rolf*, der in seinen 5 Beispielanalysen alltäglicher E-Mails die Illokutionsstrukturen behandelt, die die Handlungsstrukturen der Texte veranschaulichen. In allen Beispielen findet sich eine textdominierende Illokution, worin „die handlungslogischen Überlegungen des Textproduzenten“ (S. 125) zum Ausdruck gebracht werden.

Ch. Thim-Mabrey befasst sich mit den neuzeitlichen Briefstellern, wie heute elektronische Briefe geschrieben werden, wie das gelernt, die Kompetenz verbessert werden kann und zwar anhand der Ergebnisse von zwei Workshops. Beim Verfassen von E-Mails tauchen für Neulinge technische Fragen, aber auch die textuelle und kommunikative Rahmenbedingungen betreffende Probleme auf. Netikette können dabei

eine Hilfe sein. Eine anschauliche Zusammenfassung solcher Ratschläge und deren Vergleich mit den Brief-Ratgebungen erfolgen zuerst, bevor die Ergebnisse der Workshops präsentiert werden. Thematisch gehört die Arbeit von *L. Uhlířová* hierher, weil sie ihr Korpus einer Sprachberatungsstelle entnimmt. Mit ihrer Fallstudie verfolgt sie zwei Ziele. Einerseits will sie damit die typischen sprachlichen und stilistischen Eigenschaften dieser Sprachberatungs-E-Mails zeigen. Andererseits möchte sie auf die Tatsache hinweisen, dass das elektronische Medium diese Beratungsstelle selbst beeinflusst, und damit indirekt auch die Sprachbenutzer, denen zu helfen sie da ist.

H. Wölfles Aufsatz hat die Liebeskommunikation zweier Personen im Mittelpunkt, und geht der Frage nach, inwiefern die traditionellen, überzeitlichen Verhaltens- und Sprachmuster vom neuartigen Kommunikationsmedium beeinflusst werden. Die konkreten E-Mail-Beispiele werden mit den Redefiguren des Liebesdiskurses von *R. Barthes* verglichen. Die als oft Vorteil erwähnte Schnelligkeit beim Schreiben und Empfangen von E-Mails kann ins Gegenteil umschlagen, und bei der Liebeskommunikation zur Bürde werden.

N. Janich macht auf das Fehlen von Auswertungen umfangreicher Korpora aufmerksam, und berichtet über Untersuchungsergebnisse anhand eines Korpus, das über 400 E-Mails umfasst. Detailliert werden Textelemente wie Anredeformen, Subjects (Betreffe), Verteiler und Adressfeld der E-Mails. Dargelegt werden noch das Prinzip der

größtmöglichen Information versus Übersichtlichkeit, die sich in Bemerkungen und Nachfragen manifestieren. Der Beitrag endet mit den metakommunikativen Bemerkungen zur Moderation und zum Stil seitens der betroffenen Mail-Briefschreibern.

Der Band schließt sich mit dem ebenfalls korpusbasierten Aufsatz (etwa 1,2 Millionen HTML -Dokumente!) von *G. Rehm*, der die schriftliche Mündlichkeit des World Wide Web untersucht und unter anderem sprachliche Phänomene wie Smileys, Emphasen, Slangausdrücke, Interpunktionszeichen auch in Tabellen zusammengefasst behandelt.

Nach diesem Hauptteil, am Ende des Buches, befinden sich die Abstracts der einzelnen Beiträge, sowie Angaben zu den Autoren selbst. Und wie dem Vorwort zu entnehmen ist, kann eine Bibliographie zum Thema ‚E-Mail, Brief und SMS‘ unter der Internet-

adresse www.unige.ch/lettres/alman/akt/briefbibl.htm abgerufen werden. Da der Band keine kontrastiven Arbeiten enthält, und der einzige Artikel, der nicht die deutsche Sprache zum Gegenstand der Untersuchung hat, der von *L. Uhlířová* ist, kann das Buch Kommunikationsforschern, Textlinguisten und interessierenden Studenten in der Hinsicht von nutzen sein, dass sie dadurch einen Überblick über den deutschen Forschungsstand und Interessensgebieten bekommen, wovon sie dann eventuell bei ihren (kontrastiven) Arbeiten Gebrauch machen können.

Als Fazit kann gesagt werden, dass der Band sehr vielschichtig und informativ aufgebaut ist. Das heterogene Thema wird von mehreren Seiten her erläutert, und die Beiträge regen zur weiteren Diskussion an.

Petra Molnár (Szeged)